This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573939 5

Das Modell

und andere Novellen

1,50

1. Fiction, German

Das Modell

und andere Novellen.

NGL
Mau

Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Zwei Bände. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8,—.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse:

„Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereigniß in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Culturſprachen überſetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge ſich auch eine Geſellſchaft bilden, zur Verbreitung dieſes merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen."

P. K. Rosegger. „Heimgarten" November 1891.

... Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard-Work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine ſo mächtige weibliche Feder aufzuweiſen. Friedrich v. Bodenstedt (Wiesbaden).

Es iſt dies ein Buch, das nach jeder Richtung im ſchönſten Sinne des Wortes veredelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Werth echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner" überſchriebenen und vom Reichsraths-Abgeordneten Carneri gezeichneten Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe." 15. März 1890.

... Darum gehört ihr Buch zu den gelungenſten, die je geſchrieben worden ſind. O. Neumann-Hofer

in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatt."

Ich will das Buch nicht preiſen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium ſoll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!

Hans Land (in ſeinem am 13. Februar 1890 im Saale der Wilhelmſtr. 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

... Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darſtellung eine Erhabenheit, die an die größten Meiſter der Weltliteratur gemahnt.

Balduin Groller, „Neue Illuſtr. Ztg.", 2. März 1890.

... Es iſt ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau v. Suttner geſchrieben hat. Max Harden, „Die Nation", 1890, Nr. 22.

„Ein Kulturroman".

Das iſt nicht nur ein Buch: es iſt ein Ereigniß.

Heinrich Hart, „Tägliche Rundſchau".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Modell

und andere Novellen.

Von

George May.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1893.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
800470 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Inhalt.

	Seite.
Das Modell.	1
Der Gondolier.	117
Frühlingssturm.	159

Das Modell.

I.

Die Boulevards waren überfüllt. Die Menge drängte aneinander vorbei, lachend, plaudernd, eilend. Junge Leute, die duftende Havanna im Munde, spazierten über das Pflaster; Arbeiterinnen, welche aus den Fabriken heimkehrten, huschten vorüber, blasse, kaum erschlossene Blüten, viele vor der Zeit gewelkt, von Krankheit oder Lastern gestreift, und manchmal eine stolze Schönheit unter ihnen, geschmückt mit der unnachahmlichen Grazie der Pariserin. Blousenmänner mischten sich mit ihnen. Andere gingen ihren schweren, eckigen Gang, einsam inmitten der Menge. Es waren Familienväter, die heimkehrten, ihre Taschen, aber auch den Verdruß des Tages im Kreise der Ihrigen auszuschütten. Fremde aller Nationen sahen dem Treiben zu; Soldaten jeden Ranges und jeder Waffengattung musterten die Frauen, die mit Päckchen unter dem Arme sich mühsam ihren Weg bahnten; wieder Andere warfen sehnsüchtige Blicke in die verführerischen Auslagen und trafen während des Gehens

eine Wahl. Es war einige Tage vor dem ersten Januar, dem Tage, da ganz Paris schenkt und empfängt. Ein großes Tauschen geht da vor sich: ein Jeder, der giebt, erwartet zu bekommen, das „Was" nur erregt die Einen wie die Anderen.

Paris überlegt stets lange, ob es den Winter bei sich empfangen soll; gewöhnlich erst mit dem neuen Jahre zieht der rauhe Gast ein in die schöne Stadt. Der milde Dezemberabend lockte Tausende in's Freie, und was sich kannte oder sich fremd war, was sich liebte oder haßte, arm oder reich, vornehm oder gering, geehrt oder verachtet, flutete aneinander vorbei. Der Strom riß mit fort, die Welle trug hierhin oder dorthin — der Wille des Einzelnen schien für einige Stunden aufgehoben, es sei denn, man flüchtete in eine der Nebenstraßen.

Das that denn auch Raymond de Villefranche. Nach einem guten, aber einsamen Diner im Café Anglais hatte er zu seiner Cigarre gegriffen, um, im Verein mit ihr, so gedankenlos und langsam zu promeniren, als es einem Manne ziemt, der etwas auf seine Verdauung hält. Aber seinem bedächtigen Schritt widersetzten sich die Spaziergänger um ihn her. „Man läuft beinahe Gefahr, den Schleier einer Frau mit seiner Cigarre anzuzünden," dachte er, „meiden wir diese Gefahr. Paris ist heute wieder einmal toll, als ob das zum Vergnügen gehörte, sich auf die Füße treten zu lassen; die Taschendiebe machen gewiß reiche Beute." In zwei Minuten geht Raymond

durch die einsame Straße, allein mit seinen Gedanken; und wie jedes Ding auf Erden doch eine angenehme Seite hat, so haben Fußtritte und Rippenstöße das Gute, den Strom unangenehmer Gedanken zu unterbrechen. Raymond merkte dieß bald. Er wäre gerne geflohen vor seinen eigenen Gedanken. Gestern erst hatte ihm Laure einen Brief geschrieben, folgenden Inhalts:

„Mein lieber Raymond! Wärest Du jetzt bei mir, so würde ich Dir das prächtigste Rubinencollier zeigen, welches in Paris zu haben ist. Du würdest dann selbst finden, wie vortrefflich es zu meiner weißen Haut steht, so vortrefflich, daß ich es während einiger Zeit nicht mehr ablegen will. Da aber Don Esperanza zum Collier gehört, wie der Schlüssel zum Schloß, so muß ich ihn mit dazu behalten. Du kannst heute Abend in den Variétés, Loge 6, selbst beurtheilen, wie sehr der Glanz der Rubinen meinen Teint belebt.

Laure.

P. S.

„Solltest Du vielleicht doch den Perlenschmuck entdecken, von dem ich Dir sprach, so weißt Du ja — ich bin gut und ich liebe Dich."

Welcher Affront! Ihm, der Laure binnen sechs Monaten ein Vermögen geopfert hatte, ihm einen Don Esperanza vorziehen! Ein kleines, gelbes, dürres Männchen, mit einem Schnurrbart, der so spitz gedreht war, daß es in der Gesellschaft scherzweise hieß, Esperanza könnte damit bei einem Duell seinen Gegner

durchbohren, und die Augen: glühende Kohlen? Nein! trostlos schwarz sahen sie in die Welt, das Feuer war verzehrt, die Kohlen waren geblieben. — Aber freilich die Rubinen! Raymond hatte Muth bewiesen. Er war im Theater gewesen, er hatte Laure gesehen, er hatte sie sogar freundlich gegrüßt. In ihrem rabenschwarzen Haar funkelte ein herrliches Diadem, um den marmorweißen Hals lag der gleiche Schmuck. Aller Augen richteten sich auf sie. Hipolyte Sermage kam nach dem ersten Akt in die Loge Raymond's.

„Hör' einmal," sagte er, „der Schmuck, den Laure trägt, muß Dich wohl Dein schönstes Gut gekostet haben? Verlaß Dich drauf, Die bleibt Dir treu! Denn es wird sich nicht leicht Jemand finden, der ähnliche Thorheiten für sie begeht."

„Dein Rath — denn gestehe es, Du kleidest Deinen Rath in die Form der Verwunderung — kommt nicht an den Rechten, mein Lieber; ich wollte sehen, wie Esperanza der kühnen Laure zu Gesicht steht, darum bin ich hier."

„Wie? so hast Du . . ."

„Ihr versprochen, mein Urtheil darüber abzugeben. Ich finde gleich Dir die Steine königlich. Sie soll es auch gleich erfahren."

Er nahm eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille und schrieb darauf:

„Ich finde, meine liebe Laure, Rubinen stehen Ihnen so herrlich, daß es Schade wäre, dieselben durch Perlen zu ersetzen. Villefranche."

Dann gab er das Billet der Logenschließerin zur Besorgung, wartete bis Laure es gelesen hatte, beobachtete den zornigen Ausdruck, mit welchem sie die Karte wegwarf, ergriff den Arm Hipolyte's und verließ, Offenbach's neueste Melodie pfeifend, das Theater.

Laure's Brief war die Ursache, weßhalb Raymond so einsam gespeist hatte, wie der Siedler in der Klause. Doch beschäftigten ihn eben keine klösterlichen Gedanken. Man hatte ihn um den Besitz Laure's viel beneidet; nun war etwas von seinem Nimbus dahin. Er fürchtete die Fragen und Bemerkungen seiner Freunde; seine Eitelkeit hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden empfindlich gelitten. Er vermied es, sie weiteren Angriffen auszusetzen und hatte Nachsicht mit seiner Schwäche, wie die Mutter mit ihrem verzogenen Kinde. Ihm war die Welt ein schöner Salon, in welchem er die schönste Tänzerin wählen, die besten Gerichte kosten und sich die schönste Melodie aufspielen lassen konnte. Laure hatte an dem Gebäude seiner Eitelkeit gerüttelt, ein Stein war herausgefallen. Es galt, ihn rasch zu ersetzen; aber wie? durch wen? Es galt aber noch mehr! Man hatte ihn verletzt, man hatte ihn getäuscht, wohlan denn, zeigen wir dem Feinde nicht nur, wie rasch die Bresche ausgebessert wird, sondern setzen wir an Stelle des frühern Steins einen von besserem und größeren Werth. Paris war groß, es galt suchen.

Seine in der Paletottasche geballte Hand streift

an ein Papier. Gedankenlos zieht er es hervor in den Schein einer Laterne. Laure's Brief! und zornig wirft er ihn zu Boden und tritt darauf herum. Da ertönt ein silberhelles Lachen, eine Frauengestalt geht an ihm vorbei, aber so rasch, daß Raymond ihre Züge nicht wahrnehmen kann. Sonst war die Straße vereinsamt. Der Aerger des jungen Mannes war angefacht; seine Eigenliebe aufgestachelt; man hatte ihn kindisch gesehen, eine Frau, jung und schön — denn er zweifelte nicht, daß sie beides war — hatte ihn ausgelacht, die Neugierde regte sich, vielleicht lag da ein Abenteuer, eine Entdeckung, eine Unterhaltung vor ihm? Am Ende dieser Reflexionen angelangt, folgt Raymond auch schon den Spuren der Unbekannten, die leicht und anmuthig weiter schreitet. Sie geht den gleichmäßigen Schritt einer Person, die nichts zu versäumen hat, noch zu erwarten, die sicher ist, wohin sie gehen soll, und die weiß, wenn sie heimkommt, wird sie Alles finden, wie sie es verließ. Das sagt sich ihr Verfolger. Anfangs ist er ihr nacheilt wie Jemand, der fürchtet, daß sie ihm entgehen könnte. Bald jedoch mäßigt er den Schritt. Sie geht so lässig, so ruhig dahin, sie weiß sich nicht verfolgt, es ist also keine Ursache vorhanden, daß sie ihm entfliehen sollte. Wer mag sie sein? Ihr Kleid, ihr Gang sagt ihm nichts, ihm, dem großen Frauenkenner. Endlich entschließt er sich dafür, daß es die Frau eines kleinen Geschäftsmannes sei, die von einem Besuche heimkommt.

Raymond kombinirte im Weiterschreiten. Es mußte

Hinderniſſe geben, um ihn anzulocken. Er erfand eine alte Tante mit engen, kleinſtädtiſchen Grundſätzen, bei der die Nichte pflichtgetreu allabendlich erſchien, währenddem der Mann Strümpfe verkaufte oder Handſchuhe zuſchnitt und ſeiner Frau den Spaziergang nur in der Hoffnung geſtattete, die Tante dereinſt zu beerben, denn er war eiferſüchtig, wie Othello; die Frau blond, denn ſchon hatte er ein Löckchen ihrer Haare erſchaut, mit einem Lachen, das die heiße Stirn kühlt wie der junge Morgenwind — waren das nicht Hinderniſſe und Anziehungspunkte genug, um gekränkter Eigenliebe neue Bahnen zu eröffnen?

Der Lärm der Boulevards lag längſt ſchon abſeits. Nur ſpärlich rollten die Wagen auf dem Pflaſter; die Läden lockten nicht mehr durch zauberhafte Beleuchtung, die Fußgänger gingen vereinzelt, man war in einem ſtillen Stadttheile angelangt. Raymond merkte es nicht; er baute an ſeinem Eroberungsplane. Da hielt die Fremde. Sie trat in ein ſchmales Haus, deſſen Höhe nicht mit der ſchmächtigen Breite harmonirte. Es ſah aus, als hätten die mächtigen Nachbarn rechts und links das Gebäude gezwungen, nach jener ungewöhnlichen Höhe zu ſtreben, durch die es dem Vorübergehenden bemerkbar wurde. Nun rächte es ſich für den Zwang, indem es hochmüthig auf die andern Häuſer herabſah. Aber dieſes Haus war älter als jene, an welche es ſich lehnte. Offenbar hatten Laune oder andere Umſtände demſelben die auffallende Geſtalt gegeben. Die Front zeigte große Fenſter. Im erſten Stockwerk las man: „Armand, Per-

rückenmacher." Guter Gott! war die Fremde vielleicht Frau Perrückenmacherin? Schon öffnete sich für Raymond das Thor, welches sein Räthsel verschlungen hatte. Er war entschieden im Glück: kaum im Hausflur, vernahm er von der Stiege herab eine Stimme, die niemandem Anderem gehören konnte, als der Lacherin. Es war derselbe klare, reiche Klang, voll Weichheit und Kraft.

„Nein, nein," sagte sie, „ich muß selbst hinauf, geben Sie mir nur den Schlüssel. Sie thun ja, als ob ich fremd im Atelier wäre. Ich weiß schon, wo die Lampe steht, ich werde Licht machen. O, ich kann gut damit umgehen, die gemalten Herren und Damen werden mich loben."

Ein leises Brummen antwortete, dann kamen langsame Schritte herunter. Ein alter Mann erschien auf der letzten Stufe und ging an Raymond vorüber, nicht ohne ihm einen forschenden Blick zuzuwerfen.

Raymond gehörte zu Jenen, welche den Weg der Entdeckungen allein gehen; er setzte einen Stolz darein, keine Helfer zu haben. Das war einer der Gründe, weßhalb seine Freunde zu ihm empor sahen. Das Geheimniß kleidet so gut und erst alleinstehend kennt der Mann seine ganze Kraft. Die Frau war für unsern Helden das vollendetste Spielzeug der Schöpfung und jenes, mit welchem der Herr der Schöpfung am liebsten spielte. Im Punkte der Frau aber war er von unerschütterlichster Schweigsamkeit.

Es ist wahrscheinlich, daß ihm wegen dieser Ver-

schlossenheit mehr Erfolge angedichtet wurden, als er aufzuweisen hatte; sicher aber, daß die Frauen diesen loyalen Zug seines Herzens herausfühlten: denn die Frau schätzt nichts so sehr, als was sie selbst so wenig besitzt, die Verschwiegenheit, sie liebt nichts so sehr als das Mysterium.

Darum zog Villefranche auch nicht den Wächter des Hauses in sein Vertrauen. Er wußte vorläufig genug: „Gemalte Herren und Damen!“ Er innnerte sich, daß in diesem Stadtviertel die Maler ihre Ateliers mit Vorliebe aufschlugen. Sie hatte von Atelier gesprochen war sie ein Modell?

Er steigt die Treppe hinauf. Im ersten Stock starrt ihm das Wort „Atelier“ entgegen. Schon hat er die Hand an die Klinke; da erinnert er sich, daß dieses wohl das Atelier des Perrückenmachers, doch nicht dasjenige eines Malers sein konnte. Er steigt höher, im zweiten Stockwerk liest er: „Legrand, Atelier für Kunststickerei“. Im dritten wieder: „Atelier des M. Normand für Kravatten“. Im vierten Stock nichts, was ihm als Wegweiser dienen könnte, aber es geht noch höher. Endlich ist er im sechsten Stockwerk angelangt, höher geht es nicht. Die Treppe endet in einen schmalen Korridor, auf den fünf Thüren münden. Auf der zweiten gegen Osten stand mit weißer Kreide das Wort „Atelier“ geschrieben. An der Thüre daneben klebte eine Visitenkarte. Man las den Namen „Adrien“, und darunter in eigenthümlich schiefen, großen Buchstaben: „Ist sicher zu sprechen, wenn er zu Hause ist.“

Dann noch derselbe Name und daneben die Worte: „Sklave der Kunst und der Liebe.“ Raymond vermuthete nicht mit Unrecht, dieses sei bereits der Dachboden des Hauses und der Maler habe sich hier, seinem Zweck entsprechend, eingerichtet. Die Thür, welche in das Atelier führte, war bloß angelehnt. Offenbar fühlte man sich vor jedem Ueberfall sicher. Dieser geringfügige Umstand verursachte in dem jungen Manne eine Veränderung. Sein Gefühl war rein geblieben, und nichts schützte so sehr vor ihm, als das Vertrauen. Er hatte vorgehabt, einzudringen in seiner wahren Gestalt als junger, vornehmer Mann, der von einer hübschen Frau Rechenschaft fordert für ihr spöttisches Lachen; nun änderte er den Plan. Er würde zuerst unter angenommenen Namen rekognosziren, dann erst wollte er das Gelingen erwägen. Die Nichte und die Tante, den Strumpfwirker dazu hatte er sich schon längst aus dem Sinn geschlagen.

Auf sein Klopfen antwortet die bekannte Stimme:

„Seid Ihre es, Adrien? Kommt herein.“

Raymond fühlte sich nicht genöthigt, die Frage zu beantworten, leistete aber der Aufforderung Folge. Er trat in ein richtiges Atelier. Gemeinhin bezeichnet man dieses bunte Durcheinander mit „malerischer Unordnung“. Aber es ist keine Unordnung. Nur das Ungewöhnliche der Zusammenstellung verwirrt uns. Alle Zeiten, alle Trachten umfassen wir mit einem Blick; die Künstleratmosphäre, der Duft eines genialen Geschmacks liegt über all' die Dinge ausgebreitet. Im

Hintergrunde des langen, schmalen Vierecks war der Kamin, doch kapriziös, wie ein jedes Möbel des Ateliers, hatte er die Form eines marmornen Altars. Zwei antike fünfarmige Leuchter standen angezündet auf der rothsammetnen Kaminbekleidung; die Lampe, offenbar eine, von welcher man gesprochen hatte, hing an schweren Bronzeketten von der Decke, aber sie brannte nicht. Die letzten Reste eines Feuers glimmten in der Asche. Auf einem aus Ebenholztischchen lag ein rundes Hütchen. Es gehörte der Frau, die daneben stand. Sie drehte den Kopf über die Achsel dem Eintretenden zu. Er sah die Fülle blonder Locken, er sah die dunklen Braunen über den klaren grauen Augen. Die Augen sprachen statt des kleinen Mundes, sie frugen: „Wer bist Du, was willst Du, warum kommst Du?“ aber sie frugen es hochmüthig, herausfordernd, gebieterisch, nicht neugierig, noch schüchtern. Die aufgestülpte Nase paßte wohl nicht ganz zu dem vollen Kinn und zu der kurzen Oberlippe, aber gerade dadurch hatte das Gesicht etwas so Anziehendes, so Eigenthümliches. Und übrigens, wer fragt, ob die Linien eines Gesichts regelmäßig sind, wenn man nur fühlt, es sei gut, sich in seinem Anblick zu versenken. Die Schönheit läßt sich nicht immer definiren, sie spottet aller Regeln, sie thront oft so hoch, daß wir ihr nicht folgen können, um zu erfahren, woher sie ein eigentlich unschönes Gesicht überstrahlt.

Als Raymond der Verfolgten gegenüberstand, wünschte er beinahe, nicht gekommen zu sein, aber nun

war's zu spät, es galt geschickt steuern. Er trat vor und sagte:

„Ich sehe, Sie nehmen mich für Adrien, daher er wohl nicht zu Hause ist?

„Sehr richtig," war die Antwort. Dann ließ sie sich vor dem hohen gothischen Lehnstuhl nieder, der unweit stand. Dort lagen bunte gestickte Gewänder übereinander; alle Stoffe waren vertreten, vom stolzen Brokat bis zum naiven Waschkleid. An den Wänden bemerkte Raymond Waffen, Schilde, Kränze. Was suchte sie in den bunten Lappen so aufmerksam? Sie drehte einen nach dem andern um und um, sie versenkte sich förmlich in das Studium einer jeden Falte, sie schien die Anwesenheit eines Zweiten gänzlich vergessen zu haben. Er stand hinter ihr. Der Goldglanz ihrer Haare funkelte vor seinen Augen, bewundernd verfolgte er die schimmernden Wellen, wie sie über Nacken und Schulter flossen. Die Ruhe und der Adel ihrer Bewegungen, die schöne Neigung des Kopfes entzückten ihn, ihre Kühle und Gleichgültigkeit fachten seine Wünsche nur noch mehr an. Der erste Eindruck hatte nicht gelogen. Das Schicksal hatte ein bezauberndes Wesen auf seinen Weg geführt. Aber war sie wirklich, wofür er sie hielt, ein Modell? Man kannte sie im Hause, man gab ihr ohne Weiteres den Schlüssel zum Atelier. Sie nannte Adrien vertraulich bloß beim Namen, den wüsten Adrien, von dessen Streichen Paris voll war. Gleich seinen großen Vorgängern Rubens und Raphael hätte er fürstlich leben können, aber so gesucht sein Pinsel auch

war, so haushälterisch war er mit seiner Kunst. Herzoginnen und Fürsten antichambrirten bei ihm und baten um die Gunst, gemalt zu werden, aber er malte nur dann, wenn er nicht mehr Geld genug hatte, um den Wünschen einer seiner Maitressen zu genügen. Er wohnte in einer Dachkammer, frei wie der Vogel in der Luft und fröhlich wie dieser. Doch wußte man, daß er nur selten in seinem Neste hause. Bald zeigte er sich hier, bald dort mit einer neuen Geliebten. Er war ein schöner Bursch mit dunklen Augen und Haaren, und mit einem weichen Blick, der ihm rasch die Herzen der Frauen gewann.

Warum sollte diese kühle Blondine nicht vom Modell zur Geliebten befördert worden sein? Doch Adrien's Geliebten fuhren in seidengepolsterten Coupés, sie ging zu Fuß! Eine Arbeiterin, eine Näherin war sie nicht. Ihre Hände waren tadellos, die Finger lang und schmal, die Haut fein, matt schimmernd im weißen Glanz, marmorirt mit zarten, kleinen Adern, in denen das Blut bläulich floß. Diese Hand war an Arbeit nicht gewöhnt, diese langen rosigen Nägel hatte nie eine Nadel geritzt, die Fingerspitzen nie ein Stich verletzt. Eine Schwester besaß Adrien nicht, warum sollte Raymond's Vermuthung nicht die richtige sein? Er biß die Enden seines Schnurrbartes. Der Schlüssel aller Erfahrung ist die Sprache, sagte er sich; warum schwieg er?

„Sie scheinen etwas zu suchen?" begann er endlich.

„Ja wohl," erwiederte sie, ohne aufzusehen, „ganz wie Sie, mein Herr. Nur mit dem Unterschiede, daß Sie Den nicht finden werden, den Sie suchen, ich hingegen gewiß bin zu finden, was ich suche."

„Sie meinen also, daß es unnütz wäre, länger auf Adrien zu warten?"

„Sie sind das Echo meiner Gedanken!"

Die Kleine hat Geist, dachte Raymond, das ist mehr als ich zu hoffen wagte.

„Sie scheinen genau zu wissen, was mein Freund Adrien in diesem Augenblicke thut?" fuhr er fort, als verstände er nicht den Wink, welcher in ihren Worten lag.

„Gewiß. Es kommt daher, weil ich nicht Adrien's Freund bin."

Ah, sie kennt Adrien's Freunde, dachte Raymond, sie weiß, ich gehöre nicht zu ihnen; vortrefflich, so weiß sie, ich komme ihretwegen.

„Nun, und was thut Adrien jetzt?"

„Interessirt es Sie so sehr?"

„Allerdings."

„Er promenirt auf den Boulevards."

Abermals ein Wink, aber Raymond blieb und sagte: „Weil er gewiß nicht ahnt, daß Sie hier sind." — Sie blieb stumm. — „Und was thun Sie hier, wenn die Frage gestattet ist?"

„Ich sagte es Ihnen doch schon — ich suche. Halt! ich habe eine Idee. Ich bin müde, ich kann nicht mehr. Wollen Sie vielleicht das Suchen für mich besorgen?"

„Mit tausend Freuden, sagen Sie mir nur wo und was?“ Er legte Hut und Handschuhe auf einen persischen Divan, der einen schwerfälligen Bauernsessel zum Nachbarn hatte; entledigte sich seines Paletots und stand erwartungsvoll der schönen Gestalt gegenüber, die sich langsam erhob, wie Jemand, der die Stellung nicht gewohnt ist.

„Sehen Sie,“ sagte die Blonde, „ich habe heute einen Ring verloren, der mir sehr theuer ist. Merkwürdigerweise habe ich meinen Verlust erst vor einer Stunde bemerkt und bin sofort hergeeilt, um zu suchen. Der Ring muß hier sein, ich kann ihn nirgendwo anders verloren haben. Es wäre eine schlimme Vorbedeutung, sollte ich ihn nicht finden.“

Also — abergläubisch, dachte Raymond, indem er niederkniete. Er begann gerade so wie sie, jedes Fleckchen, jede Schleife, jedes Kleidungsstück in die Hand zu nehmen, er drehte die seidenen Röcke, die Federbarets, die sammetnen Spenser hin und her, er sah in alle Taschen, guckte in jeden Aermel, drang in jede Falte — umsonst. Seine Gefährtin rührte sich nicht. Er machte es so andächtig, es war ihm etwas so Neues, daß die Sache anfing, ihn zu belustigen. Mit einem Male drehte er sich um. Im Fauteuil aus Purpursammt ruht das Modell, sie betrachtet ihn unverwandt; es zuckt um ihren Mund. Raymond ahnt ein Geheimniß, aber seine Gedanken tragen ihn nach der falschen Fährte. Wie er sich so plötzlich umwendet, kommt ein

lachender Ausdruck in das schöne Gesicht, nur die Augen bleiben kalt.

Da erhebt er den Blick von ihr zu dem mormornen Altarkamin und macht eine Entdeckung. Statt des Spiegels hängt ein Bild über dem Kamin. Es ist das Bild einer blonden Frau. Perlen verlieren sich auf dem goldenen Grund ihrer Haare; eine breite Spitzenkrause umgiebt den Hals, das dunkle Sammetkleid umschließt eng die schlanke Gestalt, sie blickt sinnend auf die Rose, welche sie in der Hand hält; Kostüm van Dyck.

Und dort auf der Staffelei ein angefangenes Bild. Im himmelblauen Atlaßkleide abermals eine blonde Frau, einen Falken auf der Hand. Es sind dieselben Züge, wie auf dem Bilde über dem Kamin, es ist dieselbe Frau, wie die, welche nun spricht. Sie weist auf das halbvollendete große Gemälde und sagt:

„Agnes Sorel. Finden Sie mich getroffen?

„Vorzüglich. Die Idee, welche Sie vorstellen, kleidet Sie vortrefflich!“

„Können Ideen auch kleiden?“ Und sie lacht hell auf.

„Warum nicht? Kleidet den stolzen Mann nicht die Idee des Gelingens, mit welcher er seinen Weg fortsetzt? Schmückt den Jüngling nicht die Begeisterung, mit welcher er dem Frühlingsruf der Freiheit gehorcht? Ziert die Frau nicht der Gedanke: der Liebe Quell zu sein in alle Ewigkeit? Sie sind die Richterin des Liebeshofes. So mußte sie auch aussehen. Diese Augen

richten und begeistern zu besserem Streben, dieser Mund lehrt die Wissenschaft der Liebe!"

Sie sah ihn an, dann lehnte sie das schöne Haupt zurück.

„Sehr gut, mein Herr! Doch mein Ring, wo bleibt mein Ring?

„Unmöglich, ihn zu finden."

„Suchen Sie nur in der Umgebung des Kamins. Ein Gefühl sagt mir, hier muß er sein."

Abermals begann Raymond zu suchen, abermals vergebens.

„Vielleicht ist er in die Asche gefallen?" meinte sie endlich.

„Jedenfalls will ich suchen."

Es war weder Feuerzange, noch Schaufel da. Künstler vergessen mitunter an solche Kleinigkeiten.

Alles Holz verbrannt, kein weiteres Stückchen zu entdecken. Womit sollte er in der Asche umbohren? Die alten Waffen an der Wand hätten allenfalls dazu dienen können, doch ein Kenner, wie Raymond, versündigt sich nicht auf diese Weise. Er griff nach einem Malstock, aber da stieß er auf Widerstand.

„Nein, nein!" rief sie. „Die Hand hat ein feineres Gefühl als das Holz, zudem ist Adrien sehr böse, wenn man seine Sachen zu anderen Zwecken benützt, greifen Sie nur hinein."

Gut, dachte er, und sich die Hände beschmutzen, vielleicht gar die Finger verbrennen. — —

Sie sah ihn an. Es durchzuckte ihn. Ohne weiter ein Wort zu sagen, tauchte er die wohlgepflegten Hände in die warme Asche. Nichts Hartes fühlte er unter seinem Griff. Der Ring war nicht da.

„Es ist umsonst," sagte er beinahe betrübt.

„Haben Sie überall nachgesehen, gut nachgesucht?"

„Mein Gott, man kann nicht besser suchen. Sehen Sie doch nur meine Hände an. In der That, ich weiß nicht, wie ich mit solchen Händen auf die Straße kann."

„Vielleicht habe ich den Ring mit meinem Kleide unter jenes Sopha gekehrt, wollten Sie so gut sein, auch dort nachzusehen?"

Es wird immer besser, dachte Raymond, aber schon streckte er die Hand unter das Sopha, dann schaute er darunter, es stand in einem Winkel, man konnte nichts sehen, endlich kroch er der Hand nach. Sämmtliche Spinngewebe, die unter dem Sitz ein unbewegtes Dasein führten, streiften seine Haare, der Staub vieler Jahre regnete auf sein Haupt. Wie er den Kopf hervorzog, war er grau geworden, so braun er auch gewesen, als er ausging, das Kleinod zu suchen. Ein helles Lachen, neckend, empörend, aufregend und doch so erfrischend, bewillkommnete ihn. Aber Raymond war in einer Stimmung, in welcher so ein Lachen gefährlich wird. Sein erster Impuls war, sich für die Mühe und für den Spott durch einen Kuß bezahlt zu machen. Er hatte zu diesem Zwecke das Atelier zu durchschreiten; ein Blick auf die blonde Erscheinung besänftigte wieder

ſein erregtes Blut. Je näher er ihr kam, je mehr kühlte ſich ſein Aerger; die Weiblichkeit und Sanftmuth der ſchönen Frau legten ſich wie Ketten um ſeine Wünſche.

„Ich begreife, daß ich nicht vortheilhaft ausſehe“, ſagte er, „aber es iſt grauſam, mich durch Ihren Spott fühlen zu laſſen, wie ſehr lächerlich ich bin.“

„Es war wirklich komiſch, wie Sie von dort hervorkrochen, aber ich ſchweige ſchon. Uebrigens bin ich durch die Heiterkeit der letzten Minuten Ihre Schuldnerin geworden. Nie hätte ich geglaubt, daß ich in dem Augenblicke lachen könnte, wo es mir zur Gewißheit wird, ohne meinen Ring einſchlafen zu müſſen.“

Sie hob die zarte Hand, warf einen melancholiſchen Blick auf dieſelbe und ließ ſie langſam auf die Lehne zurückfallen.

„Der Ring war alſo ein Talisman?“

„Etwas dergleichen.“

„Wiſſen Sie, daß ich auch von Ihnen etwas verlangen könnte?“

„Auch? Ich habe nicht verlangt. Ich bat. Jeder hat das Recht zu bitten, doch nicht ein Jeder muß . . .“

„Gewähren! wollen Sie ſagen?“

„Errathen.“

„Nun denn, ſo bitte ich. Das Recht zu verweigern ſteht Ihnen frei. Ich hatte den Wunſch auf dem Herzen, von Ihnen die Geſchichte Ihres Talismans zu erfahren. Zuvor aber — Adrien muß ſich doch auch hie und da waſchen. Wo finde ich das nöthige Inſtrument?“

„Dort hinein," sagte sie, und wies auf eine Tapetenthür. Es war Adrien's Schlafgemach.

Das Atelier schien für den Maler die Dreifaltigkeit des Wohn-, Speisezimmers und Salons in sich zu schließen. Das Schlafzimmer oder die Schlafkammer vielmehr war streng, kahl, keusch. Es glich eher der Zelle eines Klosterbruders, als dem Kabinet eines Menschen vom Schlage Adrien's.

In zwei Minuten war Raymond wieder auf der Schwelle des Ateliers. Er hatte sich während der kurzen Pause gestanden, daß er es nicht geschickt angefangen, um das Herz der Schönen zu erobern; zudringlich und lächerlich, konnte sie anders als kalt und hochmüthig sein? Noch eines beunruhigte ihn. Hatte sie ihn erkannt? So erschien er denn mit gerötheten Händen und mit neuen Plänen.

Man schien ihn vergessen zu haben, und den Ort, wo man war. Nichts regte sich an dem Modell — die Augen hefteten sich auf die Asche im Kamin, als blitzte ihnen der Stein entgegen.

„War es ein Diamant?" frug er endlich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ein Rubin."

„Schon wieder ein Rubin", sagte er halblaut.

Aber sie hatte es doch gehört.

„Was haben Sie gegen Rubinen?"

„O nichts; im Gegentheil. Verdanke ich doch denselben die Bekanntschaft mit Ihnen."

„Das verstehe ich nicht."

„Wollen Sie mir sagen, von wem Sie den Ring haben?“

„Warum denn?“

„Weil ich Sie bitte.“

„Können Sie rathen?“

„Ja! Der Ring ist von ihm.“

„Von wem?“ frug sie gedehnt.

„Von ihm. Von Adrien. Als Sie zur Agnes Sorel saßen, hat er denselben an ihren schönen Finger gesteckt. Die Hand, welche den Falken trug, wollte erlahmen. Der Ring hatte Zauberkraft.“

Sie stützte beide Hände auf die Lehne ihres Fauteuils, erhob sich halb und senkte den forschenden Blick tief in Raymond's Augen. Er fühlte sich etwas beschämt vor diesem Blick, aber er schüttelte es sofort ab.

„Doch Ringe können ersetzt werden!“ fuhr er fort.

„Dieser nicht.“

„O doch, wenn Sie es gestatten, will ich Ihnen morgen den herrlichsten Rubin zu Füßen legen, der in Paris zu haben ist, und das gleiche Collier dazu.“

Schon überlegte er, ob Laure ihm nicht den Schmuck überließe, wenn er ihr die Perlen böte, nach denen sie so lüstern war.

Währenddem dachte sie: Wofür hält er mich?

„Und die Zauberkraft des Steines?“ sagte sie langsam.

„Wohnt sie nicht in der Erinnerung an den Geber?“

„Kann einer gleich ſein dem andern?“

„Wenn Sie es wollen, ſo kann es ſein,“ antwortete er raſch. „Laſſen Sie Adrien. Er liebt ſeine Kunſt, er liebt zu viel, um Einer allein zu gehören.“

„Ich weiß es, Adrien liebt mich nicht.“

„Aber er malt Sie in tauſend Geſtalten, er gibt Ihnen die Roſe in die Hand, den Falken auf den Finger, den Ring als Pfand. Er wird Sie mit ſeinem Blick bezaubern; er wird Sie gleich anderen Blumen in ſeinen Kranz flechten!“

„Wer ſind Sie denn,“ unterbrach ſie ihn zornig, „daß Sie ſo zu mir ſprechen? Wer gibt Ihnen das Recht, hier einzudringen, um mir zu rathen?“

„Wer ich bin? Ein Sklave Ihrer Schönheit.“

„Das iſt viel und wenig,“ antwortete ſie gelaſſener, wie Jemand, der ſeine Aufregung bereut und den das Geſpräch anfängt zu intereſſiren. „Viel — denn meine Schönheit iſt gering, wenig — denn was iſt ein Sklave? Ein Mann, den ich unterworfen hätte, wäre mir lieber.“

„Ich dächte, das ſei einerlei.“

„O nein, der Unterſchied iſt groß; ſo groß wie von dem gewöhnlichen Rubin bis zu meinem Ring. Ein flammendes Herz war meinem Steine eingeritzt. ‚Schweigend und glühend gleich der Flamme, die gen Himmel ſtrebt, ſo ſei Dein Herz. So lange Du es frei von Leidenſchaften hältſt, ſo lange ſtreben Deine Gedanken, der Flamme gleich, nach oben, biſt Du ihr

aber verfallen, so verzehrt das Feuer Dein Herz!' Das waren die Worte, mit welchem ich den Ring empfing."

„Und Adrien soll das gesagt haben?"

„Das behaupten Sie."

„Er war es also nicht?"

Sie schwieg. — Raymond fuhr fort:

„Und glauben Sie an die Worte?"

„Gewiß!"

„Und halten Sie sich durch den Ring gegen Leidenschaft gefeit?"

„Warum nicht? Ist eine stete Mahnung nicht schon viel?"

„Fühlen Sie sich so schwach, daß Sie deren bedürfen?" sagte er, näher kommend.

Sie sah ihn an mit den klugen, tiefen Augen. Es war, als hielten diese Augen Wache über das liebreizende Gesicht. Es gab keine besseren, treueren Wächter. Hatte der Mund zu unbedacht gesprochen, lag in den Zügen ein zu verführerisches Lächeln, gleich waren die grauen Hüter bereit, Demjenigen abzuwehren, der sich von den friedlichen Zeichen täuschen ließ.

„Nun denn," fuhr Raymond fort, „wer immer diese Bedeutung dem Ringe gegeben hat, die richtige war es nicht. Wie das Gewitter die Luft reinigt, so reinigt die Leidenschaft das Herz."

„Die Liebe vielleicht, doch nie die Leidenschaft."

„Ist denn die wahre, große Leidenschaft nicht die wahre, große Liebe? Gibt es eine reinere Leidenschaft, als eine tiefe Liebe? — Der Geber Ihres Ringes hat

nur an Liebe gedacht. Liebe und Leidenschaft war ihm eins: wollen sie die Liebe auf ewig wehren?"

Kann es etwas Besseres geben als, ferne aller Aufregungen, aller Stürme, ein friedliches, helles Leben zu führen?"

„Wie!" rief der Graf. „Eine Frau, jung und schön, spricht solches aus? Doch ich verstehe; Sie sind stolz, Madame, und Sie fürchten herabzusteigen, wenn Ihr Herz je lieben würde. Wer Ihnen den Talisman gab, war ein Egoist. Der Liebe wehren, heißt: nie an ein anderes Herz glauben. Nun gut, seien Sie weise, seien Sie klug, lassen Sie sich nicht hinreißen gleich der Menge — wenn Sie es können — aber wehren Sie es nicht den Anderen, Sie anzubeten." Er war warm geworden, ohne es zu wissen.

„In diesem Punkte bin ich eine große Zweiflerin."

„Was kann man thun, um Sie zu überzeugen?"

„Ein Mann muß immer wissen, wodurch er überzeugt."

Nicht immer, wenn er, wie ich, Ihnen gegenüber ein Neuling ist. Lebten wir zu den Zeiten des Liebeshofes, Sie müßten mir selbst die Proben diktiren, welche zu Ihrer Gunst führen."

„Hüten Sie sich, mein Ritter. Auch heute gibt es Proben!"

„Mein sehnlichster Wunsch verlangt nach solchen."

„Ja, wenn Sie die Bedingungen nicht morgen schon vergessen hätten! Doch ich glaube," sagte sie auf-

stehend, „wir Beide vergessen, daß wir hier nicht zu Hause sind.“

„Sie meinen mich?“ frug Raymond.

Sie erröthete bei dieser Frage, faßte sich aber schnell, und sagte, indem sie das Hütchen in die Hand nahm:

„Gewiß, Sie müssen gehen.“

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Vermuthlich niemals.“

„Können Sie so unbarmherzig sein?“

Sie zuckte die Achseln.

„O Madame, eine Probe, eine einzige!“

„Nicht eine.“

„Fürchten Sie etwa, an einen Andern glauben zu müssen?“

„Das hieße zu sich selbst wenig Vertrauen haben.“

„Warum versuchen Sie es nicht?“

„Nun gut,“ sagte sie nach kurzem Besinnen, „es sei. Sie wollen mich wiedersehen — es gibt nur ein Mittel. Morgen komme ich wieder in das Atelier. Adrien malt mich. Aber es ist noch eine Figur auf dem Bilde, Karl VII., welcher seiner Geliebten knieend einen Kranz überreicht. Das Modell für Karl ist krank, darum sehen Sie auch die Figur nur angedeutet, Agnes Sorel hingegen beinahe vollendet. Wollten Sie vielleicht?“

Raymond wich zurück. Er Modell stehen! Am Ende gar ausgestellt werden im Salon? Alle Welt

würde ihn erkennen, denn Adrien war unbarmherzig im Punkte der Aehnlichkeit.

„Sie sehen," sagte die Blondine spöttisch, „Proben haben in der Nähe nichts Verlockendes. Adieu, mein tapferer Ritter!"

„Nein, bleiben Sie, seien Sie nachsichtig. Ich zauderte bloß, weil . . . wo soll ich das Kostüm herbekommen, und dann — eigne ich mich denn für Karl, den Wievielten, sagten Sie?"

„O, Sie eignen sich vortrefflich. Gerade wie mir Adrien meinen Karl schilderte, und was das Kostüm betrifft, — da liegt es ja," auf das Pack Kleider weisend.

„Nun denn, so sei es. Ich werde mich zwar steif halten, aber . . ."

„O, das gibt sich."

„Und wie soll ich mich bei Adrien vorstellen?"

„Ganz einfach als Karl VII."

„Aber der ist ja schon lange todt!"

„Nun, als sein Schatten, der heraufbeschworen ward aus der Unterwelt!"

„Den Sie beschworen haben," sagte er galant; „und nun?"

„Nun gehe ich."

„Und ich darf Ihnen meinen Arm anbieten?"

„Sie gehen voraus; Sie sehen nicht rechts, noch links; Sie gehen in Ihren Klub, in Gesellschaft, in die Oper, was weiß ich . . ."

Raymond stand mit offenem Munde, seine Augen

ſchienen die Sprecherin durchbohren zu wollen. Woher wußte ſie, daß er in den Klub, in Geſellſchaft ging? Und er? ſeit einer Stunde ſprach er mit ihr. Noch wußte er weder ihren Namen, noch ihren Stand, er behandelte ſie, als wäre ſie das, wofür er ſie hielt, währenddem ihn leiſe Zweifel durchzogen, ob er ſich nicht geirrt habe. Es waren ſo viel Widerſprüche in ihr gepaart, Kühnheit und Beſcheidenheit, das Lächeln eines Kindes und der Blick eines Diplomaten, die Sicherheit der Weltdame und das Erröthen eines jungen Mädchens. Vertrauen, Unbefangenheit und ein ſtrenges Fernhalten von Raymond, Bildung und Naivität, Geiſt und Aberglaube — wer war ſie denn?

„Das klingt ja wie im Märchen," antwortete Raymond endlich; „ſieh' nicht rechts, nicht links, was du auch hören und ſehen magſt. Sind Sie vielleicht eine Prinzeſſin, die ich durch meine Folgſamkeit erlöſen kann?"

„Ich bin eine einſame Frau," ſagte ſie ſtolz, „die Sie wohl nicht vergebens bitten wird, ſich zu entfernen."

Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er, ſich ehrfurchtsvoll verneigend:

„Ich gehorche; aber ich ſtelle eine Bedingung."

„Die Folgſamkeit, welche Bedingungen ſtellt, iſt nicht von jener Art, die uns zu Heiligen macht."

„Ach laſſen wir die Heiligen. Wer weiß, ob ſie hier unten folgſam geweſen wären, hätte man ihnen im Jenſeits nicht den Himmel verſprochen. Mir genügt das irdiſche Paradies."

Sie lächelte.

„Ich sehe schon, daß ich mit Ihnen unterhandeln muß; nennen Sie mir ihre Bedingung.“

„Ihren Namen!“

„Das ist unmöglich.“

„Unmöglich nicht; soll ich ihn morgen von Adrien erfragen, oder noch besser, soll ich im Vorbeigehen in die Portierloge eintreten?“

„Das wäre unedel.“

„Nur Fürsten ist ein Inkognito erlaubt. Und selbst diesen nicht einmal. Man weiß doch immer, wer unter dem angenommenen Namen steckt.“

„Ich bin kein gekröntes Haupt.“

„Warum verbergen Sie sich denn? Aus Bescheidenheit, aus Größe?“

„Aus Laune.“

„Dann weiche ich keinen Schritt von hier.“

„Nun gut,“ sagte sie zornig, „so sollen Sie meinen Namen wissen. Ich heiße Susanne!“

Er nahm seinen Hut, verbeugte sich tief und ging. — Kaum auf der Straße, trat ihm das Bizarre der Szene erst recht lebhaft vor die Augen. Er schalt sich ungeschickt, aller Erfahrung bei schönen Frauen bar; wie ein Sklave war er herumgekrochen, wie ein Schuljunge war er abgezogen. Bald aber wich der Unmuth, er war zu ehrlich, um sich zu verhehlen, was bis dahin in ungewissen Umrissen vor ihm stand. Mögen Jene, die Falsches von Echtem nicht scheiden können, anders auftreten, ich konnte nicht anders, dachte er; selten hat mich eine Frau so in Bann gethan, nie noch hat eine

Frau mich so gefesselt. Was war Laure's dunkle Schönheit gegen diese vornehme Gestalt. Wie schmeichelte dem Ohr der Ton ihrer Stimme, wie ergötzte sich das Auge an dem ausdrucksvollen Mienenspiel. Doch wer war sie? Unnütze Frage. Hatten ihre Worte es ihm nicht gesagt? Hatte sie ihn nicht für morgen bestellt? Sollte er nicht neben ihr Modell stehen? Sein Gefühl sträubte sich bei dem Gedanken, ja es schmerzte ihn sogar, aber ihre eigenen Worte zwangen ihn dazu. — „Morgen sitze ich Adrien!“ — Hätte Raymond gefunden, was er erwarten konnte, er hätte geglaubt, seinen Abend gut ausgefüllt zu haben, so aber hinderte ihn etwas, fröhlich zu sein, er wußte selbst nicht was. Und doch freute ihn wieder die Hoffnung, sie morgen zu sehen. Vielleicht war es noch jetzt möglich, einen Blick auf sie zu werfen, trotz Verbot und Marschroute. Die Versuchung war groß, aber schon stand Raymond an einer Straße, welche auf die Boulevards mündete. Noch wogte die Menge auf und nieder

Er zog die Uhr. Was Teufel, halb Elf! Hatte eine Fee die Stunden mit ihrem Zauberstabe gekürzt? Die Fee war ohne Zweifel blond. Die Augen grau, merkwürdige Lichter spielten in ihnen, und lange schwarze Wimpern bewachten sie.

Es war noch Zeit zum letzten Akt des Ballets. Ach, wie langweilig! Nichts als Nymphen, Teufel, Götter, tanzende Blumen, springende Vögel und Unholde. Da ist Agnes Sorel doch ein anderes Wesen!

Und Raymond eilte heimwärts.

II.

Des andern Tages zur festgesetzten Stunde schritt Raymond de Villefranche die Treppe zum Atelier empor. Bei jeder Stufe sagte er sich: Du bist verrückt, wenn deine Freunde dich sähen, wenn deine Schwester wüßte, was du jetzt vor hast? — Aber diese Gedanken kamen zu spät. Schon stand er oben und schon hörte er eine klare Stimme drinnen:

„Seien Sie unbesorgt, Adrien, er wird kommen!“

Man erwartete ihn, man rechnete auf ihn. Warum sollte er umkehren? Uebrigens, hatten nicht vornehme Maler aller Zeiten ihre Mitbürger in den Personen ihrer Bilder verewigt? Geizten nicht Fürsten und große Herren darnach, in dem Atelier eines Rubens als stumme Personen zu figuriren, malte nicht Titian die edlen Frauen seiner Zeit als Göttinnen, als allegorische Figuren?

„Ah, da sind Sie endlich!“ rief ihm Agnes Sorel entgegen.

Auf einem Schemel vor der Staffelei saß Adrien, das Sammetbaret auf dem Kopfe. Als er die Begrüßung vernahm, drehte er sich auf dem beweglichen Sitz herum und bot dem jungen Manne guten Tag.

Der peinliche Moment des Selbstvorstellens wurde Villefranche erspart; ohne dieß abzuwarten, kam der Maler auf ihn zu und sagte verbindlich:

„Ich bin Ihnen, mein Herr, in Wirklichkeit sehr dankbar für den Dienst, welchen Sie mir leisten

wollen; ebenso für Ihre Pünktlichkeit. Mein bestellter Karl ist krank geworden, und wie ich bemerke, hat Madame Agnes das Richtige getroffen. Lassen Sie 'mal sehen."

Er trat einige Schritte zurück, schob das Mützchen von der Stirn und fuhr fort, indem er seine Augen beschattete:

„Ganz die Gestalt, wie ich sie brauche, schlank, doch männlich. Ein weicher Zug um den Mund. Vollbart dunkelbraun, Haare etwas lichter, hohe, gewölbte Stirn —"

„Genug, mein Herr," fiel Raymond nervös ein, „ersparen Sie mir die Aufzählung aller Eigenschaften, welche Sie für die Gestalt Ihres Bildes brauchen, die aber bis heute an meiner Person ein ungeahntes Dasein führten."

Doch mit unerschütterlichem Ernst sprach Adrien weiter:

„Nase an der Wurzel von der Stirn im Winkel von . . ."

Nun begann Susanne zu lachen.

„Sollen wir wohl vorher Anatomie studiren?"

Der Maler verbeugte sich stumm und führte sie zu ihrem Platz. Ueber einer Erhöhung von mehreren Stufen lag ein kostbarer persischer Teppich gebreitet; auf der Estrade stand ein alterthümlicher Thronsessel mit Purpursammet gepolstert. Susanne ließ sich darauf nieder, mit großem Geschick die Falten ihres Kleides

ordnend. Sie trug das wasserblaue, schimmernde Gewand, welches man auf dem Bilde sah.

Das Licht fiel durch einige Glasscheiben von oben ein; bei dieser Beleuchtung sah sie noch zarter aus als Abends vorher. Ihre Schönheit gewann in dem Tageslicht: die Züge waren so fein, das Kolorit so hingehaucht, daß es einer großen Helle bedurfte, um diese marmorhafte Schönheit in all' ihren Einzelheiten bewundern und würdigen zu können. Doch wie im Marmor selbst ein kühler Hauch liegt, so lag es vornehm und abwehrend auf dem blassen Gesicht; es lag wie Duft darauf, man kann ihn nicht sehen, aber doch erfüllt er die Luft. Raymond sah es und die Zweifel kehrten wieder, ob er sein Ziel erreichen würde.

Adrien wies ihm die nöthigen Kleidungsstücke an, ein Barett von violettem Sammet, ein violettes Wamms mit Gold gestickt, eine goldene Kette, einen Degen, dessen Scheide und Griff Meisterstücke der Waffenschmiedekunst waren.

„Das genügt," sagte der Maler, „gehen Sie in das Kabinet, um sich zu verwandeln."

In zwei Minuten war Raymond metamorphosirt; als er einen Blick in den Spiegel warf, gestand er sich nicht ungern, das Kostüm kleide ihn gut. Es gab kaum größere Gegensätze als Raymond und Adrien.

Der Letztere, mit seinen schwarzen, unstäten Augen, verleugnete keinen Augenblick, daß er ein Kind des Südens sei, mit glattem Kinn und schwarzem Schnurrbärtchen, eine kleine, bewegliche Gestalt, kapriziös, feurig,

lebhaft; ſein Teint dunkel, ſeine Bewegungen raſch. Heute arbeitend wie ein Leibeigener, morgen faul wie ein Sybarit; heute in der Dachkammer, morgen auf ſeidenen Polſtern; bei der Arbeit ernſt, unverdroſſen, beim Vergnügen ausgelaſſen, unerſättlich, verrückt. Mäßig und unmäßig, nachdenklich und toll, gutmüthig und jähzornig, ſo war der Maler.

Raymond dagegen war ſtets gleichmäßig, ruhig in Allem, was er that. Sein Leben hatte Stürme nie gekannt, vom ſichern Hafen ſah er auf Jene, welche auf dem Meer der Leidenſchaft hin und her trieben. Die Dachkammer reizte ihn nicht, das Vergnügen um jeden Preis widerte ihn an, nur jenes, welches ſich mit ſeiner Stellung vertrug, ſagte ihm zu. Arbeit hatte er nie gekannt, Launen hatten wenig Macht über ihn, die Gegenſätze durchzukoſten, lockte ihn nicht. Die Liebe hatte ihn wohl verſchiedene Male geſtreift, aber ſie war als Zugvogel gekommen, der ſeinen Weg bald weiter nahm. Er hatte ſich ihr gegenüber wohl Schwachheiten, aber keine Dummheiten vorzuwerfen. Er lebte das Leben eines vornehmen jungen Mannes der Geſellſchaft. Seine hohe, männliche Geſtalt, ſein langſamer, vornehmer Gang, die ariſtokratiſche Schönheit ſeiner Züge, ſeine gewählte, ruhige Sprechweiſe, die vererbte Gewohnheit im Befehlen, die den Mann ſo gut kleidet, die offene Hand, das treue, ſorgloſe Herz, die Ritterlichkeit gegen die Frauen, der feſte Wille, der kühne Sinn machten ihn zu dem, was er war, zu einem wahren Gentleman. In dem dunkelblonden Haar, das über

der hohen Stirne ſchlicht zurückgeſtrichen lag, ſchwamm ein röthlicher Schimmer, als läge beſtändiges Morgenroth darauf, ſeine Hautfarbe hatte ein lebhaftes Kolorit, welches unter den Augen zu dunklen Schatten wurde, der leicht gekräuſelte Bart war um einige Schattirungen geſättigter als die Haare, an den Seiten ſpielte der gleiche goldrothe Glanz. Trotz ſeiner Neigung zu lachen, trug das Geſicht den Ausdruck großer Ruhe. Es war ein ſchönes, leiſes Lachen, das mehr in den Augen lag. Ein ſtiller, ironiſcher Zug ging durch ſeine Worte:

„So, mein Herr, beugen Sie dieſes Knie, ſtellen Sie den andern Fuß auf die obere Stufe, — ſo, ſehr gut. — Die Haltung iſt vortrefflich. Nun nehmen Sie dieſen Kranz. Sie bieten ihn Agnes Sorel. Ich gehe ſofort an's Werk; die Minuten ſind koſtbar."

Anfangs ging Alles gut. Karl VII. hielt den Kranz, kniete und blickte ſeine Geliebte an. Er konnte gerade ihr kleines Ohr ſehen, in welchem, gleich dem Thautropfen auf dem Roſenblatt, eine Perle glänzte. Eine hohe Spitzenkrauſe diente den goldenen Locken als Unterlage. Das Kleid öffnete ſich vorn, ſo züchtig, ſo beſcheiden, wie es der ſchüchternen Geliebten ziemte. Sie ſah ihren Karl nicht an. Aufmerkſam folgten ihre Augen dem Pinſel Adrien's. Es war die erſte Wolke in der Stunde des Wiederſehens. Fühlte ſie den ſtummen Vorwurf in Raymond's Blick, oder wirkte ſein Blick auf ſie, wie jedes Fixiren auf Perſonen von leichter Erregbarkeit?

Sie erröthete bald darauf tief und lange bis unter

die Spitzen ihrer Krause. Es war ein leichter Triumph für Raymond, er half ihm das Ermüdende seiner Stellung lindern. Aber, nachdem auf Susanne's Gesicht die frühere Bläße zurückgekehrt war, drehte sie langsam den Kopf gegen Raymond. Dem Löwen sieht der Wanderer so in's Auge, dem er in der Einsamkeit der Wüste begegnet. Er ist wehrlos dem wilden Instinkt des Thieres preisgegeben, denn er hat keine Waffe. Nichts kann ihn retten als der feste Blick, in welchem sich alle Energie, Kraft, Entschlossenheit und Ueberlegenheit konzentriren, die dem Menschen gegeben sind. Lange sahen sie sich so in's Auge. Es zuckte Keines mit der Wimper, sie suchten einander nicht die Gedanken abzulesen, sie maßen ihre Kraft.

Endlich lehnte sich Susanne zurück, ihre Brust hob sich in tiefem Athemzuge; der Sieg war ihrer.

Unterdessen wanderte Adrien's Pinsel über die Leinwand, er vervielfältigte sich, der Arm schien aus eisernen Muskeln. Raymond's Kniee begannen zu schmerzen, aber er fürchtete lächerlich zu scheinen, so kniete er schweigend weiter. Er hatte es ganz anders gedacht: Susanne's Mund würde plaudern, die Stimme, nach welcher sein Ohr lechzte, würde er ein, zwei, drei Stunden lang hören. Nun schwieg sie.

Wie sollte er ein Gespräch beginnen? Wie sollte er es anfangen, um sich nicht vor Adrien zu verrathen, auf welche Weise er gestern Abends eingedrungen war? Nach dem Ring fragen, ob die böse Vorbedeutung schlimme Träume gebracht habe, das wagte er nicht.

Ihr feſter Blick hatte ihn belehrt — es galt, ſich keine Feindin aus ihr zu machen, ſie war ungezähmt, kühn und ſtolz. Wie leicht konnte ein Wort von ihm mißfallen, ſie war ihm noch ein unbekanntes Land. Hätte ſie wenigſtens geſprochen, man hätte ſich in das Geſpräch einmiſchen können. Man hätte endlich etwas über ſie erfahren. Wo wohnte ſie, wie war ihr Familienname? Sollte ſie ewig für Raymond Suſanne ſbleiben?

Er bewegte ſich ungeduldig hin und her, er drückte den Kranz feſt, daß das Laubwerk rauſchte.

„Aber was thun Sie, um Gottes willen!“ rief Adrien. „Das iſt nicht die Stellung. Ich war im beſten Zuge, erlauben Sie . . . ſo . . . Nun muß ich ſchon bitten, noch ein Viertelſtündchen ruhig zu bleiben.“

Jetzt begann auch Raymond's Arm zu ermatten. — Der Teufel auch, dachte er, ſie ſprach geſtern von Proben, das iſt doch eine, die etwas beweiſt. — Sie beweiſt mir, daß ich ein Dummkopf bin und meine Muskeln nicht aus Stahl.

Er ſah Adrien an, dieſer malte unerbittlich weiter. Allen Ausdruck, deſſen er fähig war, legte Raymond in ſeine Augen, er blickte bald auf Suſanne, bald auf den Maler. Niemand verſtand ihn. Dann ſah er wieder zu Boden. Er ſtudirte das Teppichmuſter, es grollte in ihm, ſein Zorn wuchs. War das ein Wiederſehen? Warum hatte ſie ihn geſtern beſtellt? Sehen und nicht ſprechen? Oder fürchtete ſie Adrien's Eifer-

ſucht? Es ſchien dem jungen Mann, als behandle der Maler ſein Modell ſehr aufmerkſam, ſogar ſehr ehrerbietig. Wollte dieſer erſt eine Eroberung machen und ſagte ihm ſein Künſtlerinſtinkt, daß dieſes ſtolze Herz durch Ehrfurcht fällt? Denn Raymond wußte es nur zu gut, daß die ehrbaren Frauen durch die Ehrerbietung der Männer viel mehr gewonnen werden, als durch Liebesverſicherungen und Schmeichelei.

Man fühlt ſich ſo ſicher dem Mann gegenüber, welcher es kaum wagt, den Saum des Kleides zu berühren, man gefällt ſich ſowohl in dem ſtummen Gehorſam, der den leiſeſten Wink verſteht und befolgt, — ſo ſicher und wohl, bis es zu ſpät iſt. Raymond's Gefühl reihte Suſanne in dieſe Klaſſe von Frauen ein.

„Madame", ſagte mit einem Male Adrien zu Suſanne, „Sie ſind bläſſer als ſonſt, es iſt genug für heute."

Sie neigte den Kopf und ſtand auf. Der Maler holte einen großen Pelzmantel von dunkler Farbe und hüllte ſie darin ein. Sie zog die Kapuze über den Kopf, nahm die Schleppe ihres Kleides auf, ergriff den Arm, welchen Adrien ihr bot und verließ mit einem flüchtigen Gruß gegen Villefranche das Atelier.

Das Alles geſchah ſo ſchnell, daß dieſer nicht recht wußte, was vorging. Er hatte eben Zeit, ſich zu erheben — es war ein ziemlich ſaures Geſchäft — und ſchon war Suſanne verſchwunden.

Was ſoll das heißen? dachte der junge Mann, hat man mich zum Beſten? Das iſt ſchändlich! Er

ſchleuderte den Kranz weit von ſich. Die Mütze flog unter die Staffelei. Mit möglichſter Schnelligkeit entledigte er ſich des goldgeſtickten Wammſes, in zwei Minuten war Raymond der Raymond aller Tage. Nur die Ruhe ſeines Innern, das ſorgſam bewahrte Gleichgewicht war geſtört. Es galt zu entkommen, womöglich Adrien zu vermeiden, man hatte ihn genarrt und der Maler ſchien im Einverſtändniß.

Das war ein luſtiges Abenteuer, wo war ihr Witz, ihr Geiſt, ihre Lebhaftigkeit von geſtern?

Vor dem Kamin hielt Raymond ſtille. Dort hatte ſie geſtern gekniet, dort hatte er für ſie geſucht. War der Ring gefunden? Wie er den Blick nach abwärts ſenkt, funkelt ihm aus einem Spalt, knapp vor dem Meſſinggitter, etwas entgegen. Er bückt ſich, ein vorſichtiger Griff unter das losgelöſte Holz des Fußbodens und Raymond hält das Kleinod zwiſchen ſeinen Fingern. Es iſt ein ſchmaler Reif, offenbar ein Alterthum, welches im Laufe der Jahre abgewetzt wurde. Ein herrlicher Rubin ſchmückt den Reif und in den Stein iſt kunſtvoll ein Herz eingeſchnitten, aus welchem eine Flamme emporlodert. Es iſt ein Kunſtwerk ſchönſter Art. Wie es ihr zuſtellen?

Im ſelben Augenblick, als Raymond der Unbekannten nacheilen will, erſcheint Adrien wieder in der Thüre.

„Halt da!“ ruft er, „keinen Schritt weiter. Verläßt mich denn Alles; was ſoll aus meinem Bilde werden?“

„Was Sie wollen, mich kriegen Sie nicht mehr dazu. Meine Kniee ſchmerzen, mein Arm iſt ſteif . . .“

„Und die arme Agnes Sorel?“

„Hören Sie, Adrien, der Spaß war zu ernſt! Was iſt Ihnen Agnes Sorel?“

Statt aller Antwort ſchob der Maler beide Hände in die Hoſentaſchen und ſtellte ſich vor den Frager hin:

„Was kümmert das Sie?“ ſagte er.

„Eine Frage iſt keine Beleidigung,“ antwortete Villefranche.

„Ich bin nicht beleidigt, aber Ihre Frage könnte die Dame verletzen.“

„Sind Sie beauftragt, dieſe zu vertheidigen?“

„Ich vertheidige die Damen immer.“

„Selbſt dann, wenn ſie nicht angegriffen werden?“

„Selbſt dann.“

Es erfolgt eine kleine Pauſe. Adrien's Augen begannen zu funkeln, ſein ſüdliches Blut kam leicht in Wallung.

Raymond überlegte: was hatte ſie ihm eigentlich gethan? Nichts, das ſeinen Aerger rechtfertigte. Trotzdem er ſich das wiederholte, kochte es nur mehr in ihm. Um jeden Preis mußte er ſie wiederſehen und wäre es nur, um ihr die Gleichgültigkeit heimzuzahlen, mit der ſie ihn behandelte.

„Mein Herr,“ ſagte er dann, „Sie fühlen es wohl, daß man ſich mit mir einen Scherz erlaubt hat; doch nehme ich es Ihnen nicht übel, daß Sie ein Mitſchuldiger waren.“

„Wie so?“

„Ich hoffe doch, Sie glauben nicht — und meine Ungeduld vorhin hat es Ihnen gewiß bewiesen — daß es mein Lebensberuf sei, Modell zu stehen?“

„Aber ich versichere Sie, daß Sie sich ganz gut dazu eignen. Das Ausdrucksvolle Ihrer Züge, Ihre biegsame Gestalt . . .“

„Ich danke, mein Herr!“ fiel Raymond ihm in's Wort; „ich habe das von früher noch im Gedächtniß behalten. Doch — eine Idee — ich passe Ihnen also. Wollen Sie mir nun mein Honorar geben?“

Mit größter Seelenruhe zog Adrien die Geldbörse aus der Tasche.

„O,“ murmelte er, nachdem er hineingesehen hatte, „ich vergaß; heut Nacht wurde bei Mimi hoch gespielt! Wissen Sie, wenn das Bild verkauft sein wird, will ich Ihnen Ihren Antheil geben.“

Der Graf lächelte:

„Ich will ja nicht durch Geld bezahlt sein.“

„Mensch,“ rief der Maler in komischem Entsetzen, „haben Sie das Bewußtsein Ihrer Worte?“

„Sagen Sie mir, wo die Dame wohnt und wir sind quitt.“

„Dazu bin ich nicht berechtigt.“

„Aber es gilt, ihr einen Dienst zu erweisen. Sehen Sie her“ Er hielt den Ring in die Höhe.

„Ihr Ring! Wieso kommen Sie zu ihrem Ring?“

„Ich fand ihn.“

„Wo?“

„Hier.“

„Und wieso wissen Sie, daß es ihr Ring ist?“ fuhr der Maler fort.

„Das zu sagen, bin ich nicht berechtigt.“

„Also sind wir quitt,“ versetzte Adrien mit unerschütterlicher Ruhe.

Raymond steckte den Ring wieder ein. Schließlich, wozu bedurfte er ihrer Adresse. Ich finde sie doch morgen wieder im Atelier, dachte er. Noch einmal muß ich mich einfinden, dann aber sei die Erinnerung dieses Abenteuers für immer aus meinem Gedächtniß gestrichen. Währenddem er sich das sagte, fühlte er, wie dieß doch gewaltiger Anstrengung bedürfen würde. Des Malers unruhiger Geist errieth seinen Gedankengang.

„Ach ja, ich vergaß es Ihnen zu sagen. Morgen verreise ich.“

„Und warum sagen Sie mir das?“

„Weil Sie sich das merken sollen.“

„Wäre es denn schlimm, nachzufragen, ob die Bläße Ihres reizenden Modells ohne Bedeutung gewesen?“

„Schlimm nicht — doch überflüssig.“

Er ist eifersüchtig, dachte Raymond.

„Was soll aber aus Ihrem Bilde werden?“ frug er.

„Was kümmert das Sie? Sie haben ja das Modell stehen satt.“

„Hören Sie, Adrien,“ lenkte Raymond ein, „seien Sie gut, seien Sie liebenswürdig, sagen Sie mir, wohin ich den Ring schicken soll?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Ich werde nicht ſelbſt hingehen, ich werde ſchicken.“

„Geben Sie her!“ rief Adrien und ſtreckte die Hand aus.

Der Andere wich zurück:

„Sollen Sie den ſüßen Dank ernten? Es iſt ein theures Andenken.“

„Auch das wiſſen Sie? O Suſanne, wer hätte das gedacht,“ murmelte Adrien. „Ach was,“ rief er dann, „thun Sie, was Sie wollen! Ich werde den Wohnort von Frau Agnes nicht angeben, ich kann ſchweigen, wenn man mich bittet. Und nun laſſen Sie mich in Ruhe. Ich verreiſe nicht morgen, nein, heute noch . . . in Mimi's Arme,“ ſagte er leiſe zu ſich.

„Adieu denn, Herr Adrien, ich hoffe, der Zufall wird vernünftiger ſein als Sie.“

„Hoffen Sie meinetwegen!“ rief ihm der Maler nach.

III.

Als Raymond das Atelier verließ, war er ſo unzufrieden mit ſich, mit ihr, mit Adrien, mit der ganzen Welt, daß er gar nicht darauf achtete, wohin ihn ſeine Schritte trugen. Sein Aerger führte ihn vorwärts, immer vorwärts und mit einem Male befand er ſich an der Barrière St. Ouen. Der Marſch hatte ihn ermüdet, aber nicht von ſeinen Gedanken befreit. Er

winkte einem Fiaker und befahl, ihn in die Gegend von St. Denis zu fahren. Durch die Spazierfahrt in der freien Luft wollte er seine Stirn kühlen und dann ohne Aufenthalt heimkehren; doch der Herr vom Kutscherbock schien anders zu bestimmen.

Der Kutscher hatte ein geübtes Auge. Im Dezember trotz Schnee auf das Land fahren? Das konnte nur Zweierlei bedeuten. Entweder es galt ein Duell oder ein Rendezvous. Er erkannte in Raymond de Villefranche sofort einen Menschen, welcher sowohl Waffen zu handhaben, als eine Frau zu gewinnen verstand. Für ein Duell, so schloß nach längerem Nachdenken der Rosselenker, ist es zu spät am Tage; solche Dinge pflegt man zeitlicher abzumachen, man weiß dann gleich am frühen Morgen, ob der Tag noch zählt oder nicht. So wird es ein Rendezvous sein. Doch anstatt Raymond's Weisungen, wenn und wo zu halten sei, abzuwarten, brachte er eigenmächtig sein Gespann zum Stehen, als er das Schild des besten Hotels in St. Denis erblickte.

Raymond sah verwundert auf, als der Wagen hielt, schließlich aber fand er den Einfall des Kutschers gut.

So stieg er aus und trat in den verödeten Saal. Er ließ sich ein köstliches Frühstück vorsetzen. Im Wein ertranken die Mißtöne der letzten Stunden. Er warf einen Blick durch's Fenster. Wie sonderbar, daß er den Winter nie bei sich aufgesucht hatte? Wie war das schön! Es funkelte um ihn her, als seien die Diamanten zu Hunderttausenden vom Himmel gefallen.

In Paris ſah man nie den Schnee. Aus den Tagen ſeiner Kindheit erinnerte ſich Raymond an die weiße Hülle, welche Berg und Thal zur Winterszeit bedeckte. Aber das war ſo lange her, ſo lange . . .

Mit der Erinnerung an die Kinderjahre öffnete ſich ſeinen Gefühlen eine neue Thür; er holte, einen nach dem andern, ſeine Jugendeindrücke hervor. Er ſah ſeinen Vater todt in den Schloßhof tragen, ein Sturz vom Pferde während der Jagd hatte ihn getödtet, er ſegnete das Andenken ſeiner blaſſen Mutter, die kurz darauf dem Vater folgte, und mit dankbarer Liebe gedachte er ſeiner energiſchen Schweſter, welche ihn aufgezogen, welche ſtatt ſeiner die Zügel führte, die Güter verwaltete, die Einkünfte anlegte, Verbeſſerungen vornahm, die Leute beſchäftigte, währenddem er in Paris lebte — zu ſeinem Vergnügen! Aus einem Jahr waren Jahre geworden, fünf Jahre, ſeitdem er in Paris war.

Aber es war nicht mehr derſelbe Reiz in ſeinen Vergnügungen, Paris fing an ihn zu ermüden; er ſagte ſich, was ſeine Freunde ihm ſchon oft geſagt hatten — jene, welche ihn genauer kannten, nicht die Zuckerfliegen der Freundſchaft — er ſei eigentlich für ein ruhiges Leben geſchaffen; ruhig im Vergleiche zu dem Wirbel, im Gegenſatz zu dem reißenden Strome des Pariſer Lebens, ruhig — doch nicht ohne Abwechslung — für das Leben eines großen Herrn, wie er einer war. Von dem Schloſſe ſeiner Ahnen eine kleine Welt regierend, der Jagd obliegend reitend, ein gaſtliches Dach ſeinen

Freunden bietend und in dem Schloſſe als Gefährtin eine ſchöne Frau. Sonſt hatte er ſtets gelacht, wenn ſolche Worte ſein Ohr trafen, und hatte in ſeiner ſtillen Weiſe eine neue Thorheit begangen, von welcher Paris drei Tage lang ſprach; aber es war mehr um ſich ſelbſt, als den Anderen glauben zu machen, daß er für ein freies, ungebundenes Leben tauge. Doch in letzterer Zeit fühlte er ſich müde, müde, etwas zu beweiſen, woran er ſelbſt nicht glaubte.

Raymond liebte die Ruhe, das heißt, er haßte die Aufregungen. Aber allein auf dem Schloſſe in der Normandie zu leben, allein mit ſeiner Schweſter, davor ſcheute er ſich. Sie war eine große ſtarknochige Frau, mit gebieteriſchem Blick und ſtrenger Geberde, jedoch im Grunde des Herzens ſeelengut; der Pfarrer des Ortes, einige alte Gutsfrauen aus der Umgebung, der Maire des Dorfes waren ihre ganze Geſellſchaft. Der junge Mann ſeufzte, als er ſich daran erinnerte. Wäre er ſicher geweſen, um ſeinen Tiſch in der Normandie etwas von der Anmuth und Liebenswürdigkeit, von dem Geiſte und dem Witz verſammeln zu können, denen er hier überall begegnete, Eigenſchaften, die ihren Zauberſchimmer über das königliche Paris ausgeſtrahlt haben und in deren Bereich das Leben allein verlockend ſchien, ſo hätte er nicht gezaudert, ſeinen Aufenthalt in der wilden Schönheit ſeines Heimathlandes zu nehmen. Noch wenn er ein Weib hätte mitnehmen können, ein Weib, wie es in ſeinen Gedanken lebte. Eine Frau, welche ſeine Einſamkeit theilte und verſchönte, welche,

auf seinen Arm gelehnt, in lauen Sommernächten mit ihm durch den Park wandelte — den Park, dessen majestätische Bäume beinahe so alt waren, als der Stammbaum der Grafen von Villefranche. Eine Frau, welche durch ihr liebliches Geplauder die Winterabende kürzte — bis in den Morgen hinein. Keine Karten, keine Schachpartie, diese armseligen Behelfe, für welche ein Jeder Partner sein kann, der zu zählen weiß und zu rechnen, nein, ein liebendes, reizendes Weib, blond von Haaren . . .

Verdrießlich warf Raymond die Cigarre fort. Er hatte sich bei einem Wunsch ertappt, den er nach dem Erlebten am allerwenigsten für möglich hielt.

Aber nun trat die Sophistik an seine Seite: Du willst dir eine Frau suchen, bevor du Paris verlässest, sagte sie, jung, blond, geistvoll, wer denkt an die Andere! Es wäre ja auch Tollheit. Ein Modell! zwar schön und klug, aber heute Dem, morgen Jenem gehörend. Dieser Gedanke sollte Balsam sein für seine Wunde — aber die Wunde brannte darum doch fort. Der Ring funkelte an seinem Finger. Die Strahlen der Sonne fielen darauf. Die Sonne ging so dunkelroth unter, als wäre sie ein Rubin des Himmels und ihre Strahlen waren kalt gleich seinem Glanz. Der Wirth brachte Licht.

Raymond hatte vergessen, wo er war. Er wunderte sich nicht wenig über das fremde Gesicht, über die ungewohnte Umgebung, in der er sich befand.

Er zahlte und fuhr den Kutscher barsch an, als er ihm seine Wohnung angab.

Dort angelangt, überreichte ihm der Diener eine Karte, der Name Oktave von Menilly stand darauf mit den Worten: „Meine Mutter hofft Dich noch heute zu sehen, morgen reisen wir nach Nizza.“

„Der Herr Herzog war schon zweimal hier,“ sagte der Diener.

„Was Teufel!“ murmelte Raymond. Dann warf er sich in Toilette, dinirte und eilte zur Herzogin.

IV.

Die Herzogin von Menilly bewohnte auf ihrer Durchreise stets das alte, ernste Hotel im Quartier St. Germain, welches seit Jahrhunderten ihrer Familie angehörte. Für wenige Tage öffnete sich dann die Reihe der glänzenden Gemächer; die Pracht von früheren Tagen belebte sich auf's Neue. Durch das hohe, stille Portal rollten Equipagen auf Equipagen, die breite Marmortreppe füllte sich mit Besuchern, welche kamen, der Herzogin ihre Hochachtung zu Füßen zu legen.

Sie berührte Paris nur, wenn sie nach dem Süden ging, wo sie in Begleitung ihres Sohnes den Winter verbrachte. Sie floh Paris; ihre Grundsätze, ihr Glaubensbekenntniß, ihre Gewohnheiten machten es ihr,

ſo wie es war, verhaßt. Sie erkannte die Geſellſchaft nicht wieder; fremde, nach ihren Begriffen unlautere Elemente hatten ſich derſelben beigemengt. So wenig ſich die alte Dame in den Straßen von Paris zurechtfinden konnte, ſo wenig fand ſie ſich in den Menſchen zurecht. „Es iſt Alles erweitert worden," pflegte ſie zu ſagen; „die Straßen, die Quais, die Boulevards, die Anſichten, die Prinzipien und die Klaſſen. Hingegen ſind die Ideen, das Gefühl und die Religion eingeengt worden, ich kann die Menſchen nicht verſtehen und ich verirre mich in den Straßen."

Von der mächtigen und großen Familie der Herzoge von Menilly war die alte Frau und ihr Sohn Oktave der letzte Zweig. Die Beiden lebten ſieben Monate des Jahres auf ihren Gütern und fünf Monate in Nizza. Die Herzogin gab an, ihre Geſundheit erheiſche dies, in Wahrheit geſchah es aus übertriebener Angſt um ihren Sohn. Sie hatte nach fünfjähriger glücklicher Ehe ihren Mann durch ein zufällig erworbenes Bruſtleiden verloren. Entgegen der Anſicht der berühmteſten Aerzte, fürchtete die zärtliche Mutter, ihr Sohn könnte die Dispoſition zu dem Leiden geerbt haben, und alljährlich entführte ſie ihn deßhalb an die Geſtade des mittelländiſchen Meeres. Dort vermißte er nicht das Leben der großen Stadt. Der Kreis war enger gezogen, aber das Treiben daſſelbe. Oktave ahnte nichts von der Angſt ſeiner Mutter und nichts von ihrer Liſt. Raymond und er waren im gleichen Kolleg erzogen; Erſterer hatte mit dem Freunde die Ferien oft bei der

Herzogin verbracht, sie liebte den Grafen wie ihren zweiten Sohn und bewahrte dem Andenken seiner Mutter eine treue Freundschaft. Als Raymond die Salons betrat, fand er sie gefüllt. Auf die Kunde ihrer Anwesenheit in Paris drängte sich Alles herbei, was je mit der weitverzweigten Familie bekannt oder verwandt gewesen war, um die Herzogin zu begrüßen. Er fand sie, wie es ihre Gewohnheit war, vor dem Kamine sitzend, ein Kreis von Herren und Damen um sie, im eifrigen Gespräch.

Ihr edles Gesicht, in welchem die braunen Augen in unverwüstlicher Jugend leuchteten, und welches die weichsten weißen Löckchen an Stirn und Schläfen einrahmten, hellte sich freudig auf, als sie Raymond erblickte.

„Ich fürchtete schon, abreisen zu müssen, ohne Sie gesehen zu haben," sagte sie, als der junge Mann ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen führte.

„Und warum eilen Sie immer so durch Paris?"

„Sie wissen ja, mein lieber Villefranche," antwortete die Herzogin mit einem trüben Lächeln, „ich und Paris, wir verstehen uns nicht mehr; ja, was noch trauriger ist, wir kennen uns kaum mehr. Doch davon wollen wir nicht sprechen. Und Ihnen gefällt es hier immer noch so gut, daß Sie gar nicht auf Ihre Güter zurück wollen?"

„Ich? — nun ich sammle Erfahrungen, um sie dereinst zu verwerthen."

„Das ist schön — aber überall macht man Er-

fahrungen, nur ihr Werth ist verschieden. Wie wird Oktave sich freuen, Sie zu sehen."

In diesem Augenblicke theilte sich eine Gruppe junger Leute in der andern Ecke des Salons. Oktave eilte seinem Freunde entgegen. Er hatte das dunkle, lebhafte Auge und die hohe, schlanke Gestalt mit der Mutter gemein, aber ihm fehlte die vornehme Ruhe und Hoheit, welche die Herzogin so sehr auszeichneten.

„Da bist Du ja!" rief er, Raymond's Hand erfassend. „Weißt Du, daß ich zweimal im Laufe des Tages bei Dir gewesen bin? Auch im Klub war ich Deinetwegen, man hatte Dich dort seit vorgestern nicht gesehen. Sage mir, wo weilteſt Du?" schloß er und schob seinen Arm unter den des Grafen.

„Ich finde Dich sehr besorgt um die Wege, welche ich gehe, mein lieber Oktave."

„Du hast Recht," erwiederte dieser offenherzig, „aber im Klub hörte ich eine Geschichte: — Rubinen, Laure, Esperanza – was weiß ich Alles, ich fürchtete, Du könnteſt Dir die Sache zu Herzen genommen haben."

Raymond lachte hell auf.

„Ah! so ist es, dann entschuldige meine Neugier."

Sie hatten sich der Gruppe junger Leute genähert, die um ein Bouquet von Palmen und anderen exotischen Gewächsen standen. Dort um die grüne Insel in dem dunkelrothen Salon, lief im Halbkreis ein niedriger Divan; kostbares Kaschmirgewebe bedeckte ihn, Polster

aus demſelben Stoff dienten den Armen zur weichen Stütze. Es war der Lieblingsplatz der Jugend, welche an den wenigen Geſellſchaftstagen das Hotel der Herzogin von Menilly beſuchte.

„Ich will Dich einer reizenden Frau vorſtellen,“ flüſterte Oktave, als ſie ſich dem „orientaliſchen Winkel,“ wie er genannt wurde, näherten

Der lebende Zaun, welcher den Divan von dem andern Theil des Salons ſchied, theilte ſich. Raymond kannte die meiſten der Anweſenden. Er grüßte rechts und links und ſtand im nächſten Moment vor den Damen. Auf dem Divan ſaß die dunkle Schönheit, Gräfin de la Montagne, welche Jene, die ſie nur vom Sehen kannten, zur Anbetung zwang, doch die ihre Anbeter zur Verzweiflung trieb. Die arme Frau kannte am nächſten Tage Keinen von Allen mehr, welche ſich vierundzwanzig Stunden vorher in Liebesbetheuerungen für ſie erſchöpften. Sie war ſtolz aus Vergeßlichkeit, ſchweigſam aus Dummheit, kalt aus Unverſtand.

„Spare Dir die Mühe, ich kenne ſie zu gut,“ ſagte Raymond leiſe zum Herzog.

„Thor, ſieh' dorthin!“ erwiederte dieſer. Nicht weit von der ſchönen Dummen ſaß — war es möglich — Suſanne, das Modell.

Ihr lichtes Kleid ſchimmerte, ihre goldenen Haare ſchmiegten ſich um Stirne, Hals und Schläfen; ihre Wangen waren leicht geröthet, wie ſie im hellſten Geſprächsfeuer die Witzworte ihrer Umgebung auffing und erwiederte.

Raymond preßte den Arm des Freundes, eine Frage, die sich nicht zurückdrängen ließ, auf seinen Lippen, doch Oktave zog ihn weiter und rief, das belebte Gespräch unterbrechend:

„Hier, ma cousine, ist Derjenige, von dem ich Ihnen schon oft gesprochen; — mein Freund Raymond de Villefranche, bereit, sich Ihrem Szepter zu unterwerfen."

Ein blitzartiges Aufleuchten des Auges, für Niemanden bemerkbar, als für den Grafen, sagte ihm, daß er sich nicht geirrt habe. Aber es blieb keine Zeit, sie anzusprechen, denn sie erhob sich und sagte:

„Sie scherzen, Oktave, nicht Jeder trägt Fesseln willig."

Raymond wollte antworten, doch schon hatte die Unbekannte einige Schritte gemacht, welche sie von ihm entfernten.

„Sie gehen doch nicht!" rief man ihr von allen Seiten zu. Ihr allein folgte die Schaar der Herren, man drängte sich um sie, die arme Gräfin war vergessen.

„Sie wissen doch," antwortete Susanne auf alle Fragen, „daß Melanie heute ihren Geburtstag feiert, ich habe versprochen, hinzukommen; versprechen ist halten!"

Raymond hatte Erbarmen mit der von aller Welt einsam gelassenen Gräfin de la Montagne. Er reichte der dummen Schönheit seinen Arm und führte sie zu dem Sitz der Herzogin, um welchen die Ge-

sellschaft versammelt war. Die Herzogin bedauerte gleichfalls lebhaft, daß ihre liebe Nichte sie schon verlasse, aber sie hoffte, Susanne werde sie in Nizza entschädigen.

„Können Sie zweifeln!“ sagte Susanne mit zärtlichem Ausdruck.

„Oktave,“ wandte sich die Herzogin zu ihrem Sohne, „hast Du Raymond vorgestellt?“

„Ich hatte das Glück,“ fiel Letzterer ein, „bisher wußte ich nicht, Madame, daß Sie eine so bezaubernde Nichte besäßen.“

„Und warum nicht?“ sagte lächelnd die Herzogin „Susanne . . .“

„Pardon, Madame, wenn ich kühn genug bin, Sie zu unterbrechen.“ Er sprach leise, währenddem die Nichte mit Oktave und den Umstehenden plauderte. „Aber seitdem ich hier bin, spricht Alles von der blonden Dame als Susanne und immer Susanne. Wie heißt sie noch? Wer ist sie?“

„Wer sie ist? Ihr voller Name lautet Louise Susanne Marquise von Chatillon. Sie ist eine der liebenswürdigsten, geistvollsten Frauen unserer Tage,“ fügte die Herzogin neidlos hinzu.

„Darf ich mir erlauben, die Frau Marquise zum Wagen zu geleiten?“ sagte Raymond, einem plötzlichen Impulse folgend, als die Marquise ihre Spitzenmantille über die blonden Haare warf.

„Danke,“ erwiederte sie kühl. „Oktave wird sich dieses Vorrecht wohl nicht nehmen lassen.“

Der junge Herzog stand schon bereit. Lächelnd und grüßend verließ die Marquise von Chatillon an seinem Arm den Salon.

Raymond war wie verzaubert Sein Gefühl hatte also Recht behalten. Sie war nicht nur eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit und Begabung, sie war auch eine Frau von hohem Range; Patrizierblut rann in ihren Adern, Patrizierstolz war ihr Erbtheil, der vornehme Hauch, der sie umgab, war nicht abgelauscht, nicht nachgeahmt; der edle Ton, die noble Geberde, sie waren ihr Eigenthum.

Es hatte ihm gleich so geschienen, als paßte sie nicht zu ihrer Umgebung, wie er sie im Atelier . . .

Himmel, das Atelier! Das Atelier, in dem Adrien sie malte. Kostüm van Dyck, Agnes Sorel! Wie lächerlich hatte er sich benommen, doch wie hatte man ihm mitgespielt! Je mehr er aber über seine Begegnung mit ihr nachdachte, je mehr trat das Lächerliche seiner Rolle zurück und das Sonderbare der Begegnung mit der Marquise hervor. Wieso kam sie zu später Abendstunde allein in das Atelier des Malers? Was war ihr Adrien? Wußte dieser, wer ihm saß? Kannten sie die Leute im Haus? Und sie saß Adrien; sie, die hier im Salon unbestritten herrschte, sie, vor der sich Alle wie vor einer Königin verneigten, sie saß dem wüsten Gesellen. Er konnte ihre Schönheit studiren, Zug für Zug, er konnte sich an dem herrlichen Gesicht ergötzen . . .

Es war kein Porträt, das Adrien von ihr machte,

wozu hätte es eines Karl VII. bedurft, sie war sein Modell . . .

Der junge Mann hielt inne, der Schmerz, welchen er bei diesem Gedanken empfand, war nur mit dem machtlosen Zorn zu vergleichen, der ihn gegen die Marquise erfüllte.

Wüßten die im Salon, was er wußte! Aber im nächsten Augenblick schalt er sich wieder, es war nicht möglich, es konnte nicht möglich sein. Hatte sie nicht den Besuch zur Abendstunde mit dem Verlust des Ringes begründet; zwar, daß Adrien sie malte, mit einem andern Modell zusammen . . .

Vielleicht war sie romantischen Geistes, vielleicht war sie excentrisch . . . Warum litten das Jene, die sie behüten sollten? Was that ihr Mann, währenddem sie im Atelier des Malers saß. Ihr Mann? Er ballte die Faust.

„Wer war ihr Mann?“

„Wessen Mann?“ frug die Herzogin.

Raymond stand hinter ihrem Stuhl und hatte die letzten Worte laut wiederholt, ohne es zu wissen.

Das war ein Fingerzeig. Neben seiner alten Freundin stand ein leerer Fauteuil. Der junge Mann ließ sich darauf nieder und die Beiden vertieften sich in ein leises, langes Gespräch.

Als es beendet war, erhob sich Raymond. Sein Gesicht strahlte.

„Also sie ist Wittwe“, sagte er, und bei diesen Worten küßte er die Hand der Herzogin.

„Wittwe und freien Herzens," wiederholte dieſe.

Er hatte Vieles über die Marquiſe erfahren, was ihn beglückte, aber noch hatte er eine Frage auf dem Herzen. Doch wagte er ſich nicht mit dieſer an die Herzogin. Er kannte ſie zu gut; er wußte, daß ſie ſtrenge auf die Form hielt und um nichts auf der Welt wollte er ihr in dem Augenblick allzu kühn erſcheinen, in welchem ſie ihn ihrer Hülfe verſicherte.

Die Salons hatten ſich allmälig geleert, nur noch einige junge Leute, Intime Oktave's, waren geblieben. Die Herzogin zog ſich zurück und Raymond durchſchritt den Saal, geradewegs auf Oktave zu. Er zog ihn ungeſtüm in eine Fenſterniſche, und ſagte raſch:

„Straße und Nummer des Hotels der Marquiſe von Chatillon?"

„Wie Du drauf los gehſt", erwiderte Oktave verwundert. „Willſt Du ihr vielleicht heute noch ein Ständchen bringen?"

„Oktave, ich bitte Dich, ich beſchwöre Dich!"

Aber Oktave wurde nur um ſo kühler.

„Ich wüßte nicht", ſagte er, „daß die Marquiſe Dich aufgefordert hätte, ſie zu beſuchen."

„Das nicht, doch — ich muß ihr etwas übergeben."

„Du?"

„Ja."

„Was denn?"

„Das iſt mein Geheimniß."

„Nun, wie Du willst", sagte Oktave, im Begriff zu gehen.

Raymond hielt ihn zurück.

„Ungläubiger Freund", sagte er, „sie hat einen Ring verloren, den ich fand."

„Gieb her", erwiderte Oktave lakonisch, gerade so wie Adrien.

Aber Raymond hatte den Ring nicht bei sich. Er fuhr fort, als hätte er die Worte nicht vernommen:

„Es ist ein Rubin. Ein Herz ist darin eingeschnitten, eine Flamme lodert aus demselben empor, als wäre es ihr Altar."

„Den Ring, welchen ihr meine Mutter gab, sagte Oktave erstaunt, „sie hielt unendlich viel darauf."

„Du siehst also ..." In diesem Augenblick durchfuhr Raymond ein eigenthümlicher Verdacht. Wenn Oktave sie liebte! Seine Mutter schien davon nichts zu ahnen, aber wenn es so wäre! Und warum sollte es nicht so sein? War Oktave weniger jung, weniger reich, weniger vornehm als Villefranche, knüpfen nicht ohnehin verwandtschaftliche Bande die Beiden aneinander? War sie nicht begehrenswerth genug, die Liebe anderer Männer zu erwecken? Fühlte nicht sogar Adrien ihren Zauber, der den wilden Mann zu stiller Ehrerbietung zwang? Was war er, daß er sich einbildete, sie zu erringen? Hatte er nicht gestern noch ihr Gefühl beleidigt, ihren Stolz verletzt, ihre Einsamkeit benützt, um sich ihr aufzudringen. Hatte er ihr nicht deutlich gezeigt, wofür er sie hielt. Für eine Frau,

welcher er nur dann das Recht sich zu verschenken zugesteht, wenn er selbst dabei nicht leer ausginge.

„Und wenn sie Adrien's Geliebte wäre", sagte er sich bitter, „ist sie nicht frei?" Alle Qualen der Eifersucht stürmten auf ihn ein. Die Selbstanklagen erhoben ihr Haupt und die Liebe wuchs in ihm. Er lehnte sich an den Pfeiler, um nicht zu taumeln.

Oktave sah die Schwäche und verwechselte den Grund.

„Ich wußte nicht, daß Dich eine Weigerung so zornig machen würde."

„Es ist nicht das", erwiderte Raymond, „mich kränkt Dein Mißtrauen. Sage doch, wie wäre es, wenn sie den Ring auf der Straße verloren hätte? Der erste beste Vorübergehende, welcher ihn fände, hätte doch das Recht, denselben bei ihr niederzulegen? Wahrlich, ich verstehe Deine Weigerung nicht. — Warum hast Du mich überhaupt vorgestellt, wenn Du mich nicht würdig erachtest, ihre Schwelle zu betreten? — Oktave", rief er plötzlich — mit einem Male war es helle geworden in ihm — „gestehe es, sie hat es Dir verboten, sie will nicht, daß ich ihre Adresse erfahre; sag', ist es so?"

Oktave lachte.

„Errathen!" sagte er. Da man mir nicht verboten hat, diesen Befehl auszuplaudern, so magst Du es wissen."

„Gut", erwiederte Raymond, „ich ahnte es; Du

siehst, wir kannten uns schon, wenn auch nicht unter unserem Namen."

„Vermuthlich von einem Maskenball", forschte Oktave weiter.

„Gleichviel woher, doch sicher ist, daß ich den Ring gefunden habe, und sicher, daß ich ihn selbst überreichen will, trotz Verbot und Geheimniß."

Er schwieg und sann. Der letzte Rest der Gesellschaft empfahl sich von dem jungen Herzog. Auch Raymond griff zu seinem Hute.

„Auf ein Wort", sagte Oktave; „meine Cousine läßt fragen, wie es Dir in Rheims gefiel?"

Raymond sah den Freund groß an. Dann nahm er die Flucht, ohne ein Wort zu verlieren.

V.

Zwei Tage später, zur üblichen Besuchsstunde, stieg Raymond de Villefranche langsam die Treppe des Hotels hinan, welches die Marquise bewohnte. Die letzten achtundvierzig Stunden hatte er zu nichts Anderem benutzt, als ihren Wohnort auszukundschaften. Er fand dies schwerer, als er hoffte; denn einmal galt es, keinen Verdacht zu erregen, und zweitens die Dame nicht zu kompromittiren. Zwar war es leicht, das Gespräch auf die blonde Marquise zu lenken, aber Villefranche merkte

bald, daß man sie wenig kannte, und daß keiner seiner Freunde sich rühmen durfte, in ihrem Hause empfangen zu werden.

Man sah sie wohl im Theater, sonst aber lebte sie ziemlich zurückgezogen. Doch rühmten Jene, die sie in Gesellschaft trafen, ihren funkensprühenden Witz und ihre liebenswürdige Anmuth. „Ich Thor," sagte sich Raymond, „wenn es anders wäre, wenn sie mehr in der großen Welt lebte, müßte ich sie nicht schon längst kennen? Hat denn die Herzogin nicht erzählt, sie sei erst seit drei Monaten bleibend in Paris?"

Den Marquis von Chatillon kannte man besser als seine Frau, trotzdem er schon zwei Jahre todt war. Er hatte stets in Paris gelebt, und wie gelebt! Jetzt erinnerte sich Raymond, daß er ihn ein-, zweimal gesehen hatte. Er war in einem Duell gefallen, welches er wegen einer Schauspielerin fünften Ranges einging.

Das erfuhr Raymond an diesem Morgen. Er erfuhr es mit allen Einzelheiten, die in dem Gedächtniß des Erzählers — einem langen, mageren Kavallerieoffizier — einen unvertilgbaren Eindruck gemacht hatten.

Dieser schloß seinen Bericht mit den Worten: „Wir brachten ihn schwer verwundet in sein Haus Rue St. Honoré, und ehe die Marquise ankam, welche der Haushofmeister telegraphisch verständigte, war er todt. Bis zu seiner Sterbestunde wußten wir nicht, daß er verheirathet sei. Aber, was Teufel, interessiren

Sie sich so für den todten Marquis und die lebende Marquise?"

„Nicht im geringsten," sagte Raymond, „nur wollte mir die Herzogin von Menilly nie Aufklärung über den Tod des Marquis geben. Er war ihr Neffe."

„So, so," schnarrte der Offizier, „das greift sie wahrscheinlich an. Man sagt, sie habe die Heirath zwischen ihrem Neffen und Fräulein von Banlieue gemacht."

Der Offizier erzählte gerne von Abenteuern, in denen er eine Rolle gespielt. Mitunter lebten Rolle und Abenteuer bloß in seiner Phantasie, dießmal war aber beides Wirklichkeit. An dem nebligen Dezembermorgen fand er in den vereinsamten Klubzimmern einen sehr aufmerksamen Zuhörer an Raymond, und er nützte diesen Glücksfall bis auf den Grund aus.

Als sich die Beiden trennten, war ein Jeder zufrieden. Der Kavallerieoffizier hatte einen neuen Bewunderer seiner Heldenthaten und Villefranche besaß die Adresse der Marquise. —

Im Vestibül kein Laut und wie Raymond vermuthete auch keine Seele. Die Stille hob nicht seine Zuversicht.

Seltsam! Der Feige ist in der Einsamkeit noch feiger und sogar der Muthige hört in der Stille um sich her das Schlagen seines Herzens, es ist, als wüchse in dem schweigenden Nahen der Ausführung unseres Vorhabens der Zweifel am Gelingen, den Abendschatten

zu vergleichen, die gigantiſch werden, wenn die Sonne ſich dem Ziel ihres Tagewerks nähert.

Dreierlei hatte Raymond vor: den Eindruck ſeines erſten Zuſammentreffens mit der Marquiſe zu verwiſchen, — die Erklärung ihrer oftmaligen Anweſenheit im Atelier zu erhalten, — und ſich den Weg zu ihr in Zukunft zu bahnen.

Noch immer ſtand er im teppichbelegten Veſtibül. Zwei Vorgänge bedeckten zwei Eingänge, welchen Weg ſollte er nehmen? Endlich ſchob ſich die eine Draperie beiſeite, ein alter Diener erſchien. Raymond übergab ihm ſeine Karte, doch zögerte der Diener eine Sekunde lang, bevor er ging.

In wenigen Augenblicken kam er zurück, die Karte Raymond's in der Hand.

„Madame empfängt den Herrn Grafen nicht," ſagte er, dabei ſah er ihn mit einem Ausdruck an, der deutlich meinte: Was hindert mich, Sie die Treppe hinabzuſchmeißen?

Dem jungen Mann ſtieg die Röthe auf die Stirn. Auch hier konnten nur Beharrlichkeit und eigenſinnige Ausdauer ſiegen. Er griff in die Taſche und holte ein Goldſtück hervor.

„Madame irrt ſich gewiß im Namen hier, gehen Sie, mein Braver, ſagen Sie der Frau Marquiſe, daß ich ihr einen Ring überbringe, welchen ſie vor wenigen Tagen verloren hat."

Der Diener rührte ſich nicht. Da holte Raymond ein zweites Goldſtück hervor. Madame hat gute

Wächter, dachte er, sie sind nicht durch wenig zu gewinnen.

Diesmal schwankte der Alte.

„Aber ich versichere, Herr Graf, Madame la Marquise wird sehr unwillig sein, sehr unzufrieden mit mir.“

„Versuchen Sie es nur noch einmal. Wenn die Frau Marquise hören wird, um was es sich handelt, so wird sie nicht böse sein. Weit entfernt davon, sie wird sich darüber freuen.“

Achselzuckend verschwand der Diener auf's Neue.

Einige Minuten darnach — Raymond schien es eine endlose Zeit — hielt er den Vorhang schweigend empor; der Graf schritt über einen Korridor; nicht der leiseste Schall seiner Tritte hallte in dem Raum.

Der Diener geleitete ihn in einen kleinen Salon, wies auf die nächste Thür und nachdem die schwere Portière hinter Villefranche zurückgefallen war, stand er in Gegenwart Susanne's

Er konnte sich nicht gleich Rechenschaft geben, wie das Gemach aussah. Nur an den Wohlgerüchen, welche es durchzogen, wußte er, daß viele Blumen es schmückten, sonst fühlte er nur eins: Susanne war da.

Sie stand aufrecht in der Mitte des Zimmers, die Arme verschränkt, als wäre sie zum Kampf bereit. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck hochmüthigen Stolzes, noch mehr aber lag dieser in der Haltung des Kopfes, welcher, hoch erhoben, in den Nacken zurückgebeugt war. Alles an ihr war Ruhe, nur die feinen Nasenflügel

zuckten. In dem dunklen Atlaskleide sah sie noch schlanker aus als sonst, und die Bewunderung dieser klaren Schönheit, mehr noch als die feindliche Stellung und der unfreundliche Empfang hemmten die Schritte Raymonds, so daß er ehrfurchtsvoll bei dem Eingange stehen blieb. Einige Sekunden lang sprach Keines von Beiden, doch endlich fühlte der Graf, es sei an ihm, die Stille zu unterbrechen.

„Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich trotz Ihres Verbots hier eindringe. Glauben Sie mir, ich hätte es nie gewagt, Ihren gerechten Unwillen auf diese Weise zu erregen, trüge ich nicht einen Talisman bei mir, welcher die Wogen Ihres Unmuths glätten dürfte.

„O mein Herr, es ist mir nur zu gut bekannt, mit welcher Beharrlichkeit Sie in fremde Wohnungen eindringen," sagte sie mit einem feindlichen Blick.

Er biß sich in die Lippen und verbeugte sich.

„Ich habe das verdient — aber trotzdem scheint die Strafe hart. Seien Sie überzeugt, daß nur der Wunsch mich herführte, Ihnen Ihr Kleinod einzuhändigen."

Indem zog er den Ring aus der Tasche, legte ihn auf ein Tischchen und wollte sich entfernen. Doch kaum hatte die Marquise den Ring erblickt, als sich ihr Gesicht belebte, die verschränkten Arme lösten sich; mit einem freudigen Ausruf eilte sie auf das Tischchen zu und steckte den Ring an den Finger.

„Bleiben Sie, Herr Graf", sagte sie rasch und wies auf einen Fauteuil. Sie selbst ließ sich ihm gegenüber

in der Sophaecke nieder. Ihre linke Hand spielte mit dem Ringe, in den durchsichtigen Zügen kämpfte es, endlich löste sich das Wort von der Zunge. Sie sah Raymond voll an und sagte erröthend:

„Ich fühle, daß ich Ihnen eine kleine Genugthuung schuldig bin, nur muß ich, um mein Vergehen zu erklären, rücksichtslos offenherzig sein. Ich gehöre zu Jenen, welche eben durch ihre Offenherzigkeit mißtrauisch geworden sind. Man findet schließlich, wie schlecht das wahre Wort angeschrieben ist, so daß man schweigsam, verschlossen, mißtrauisch wird, um nicht — lügen zu müssen. Doch heute muß ich wieder in meine alte Gewohnheit verfallen und rücksichtslos offenherzig sein — würde ich nur nicht fürchten, Sie zu verletzen!"

„Fürchten Sie nichts dergleichen, Madame", antwortete Raymond, Bewunderung und Anbetung im Blick, „diese Angst genügt, mich für alles Kommende zu entschädigen, sagt sie mir doch, daß Sie es nicht gern thun, und nicht in böser Absicht."

„Nun denn, vor Allem entschuldigen Sie meine Worte von vorhin. Wissen Sie, ich glaubte es nicht, daß sie meinen Ring wirklich gefunden hätten."

„Ah, das ist stark!" rief Villefranche.

„Nicht wahr? Aber ich hatte Ursache, es nicht zu glauben. Ich erinnerte mich, wie Sie zu Adrien gekommen sind, unter dem Vorwande, sein Freund zu sein."

„Sie haben Recht", erwiderte er. „Aber ich hoffte auf größere Nachsicht; nur der Zauber Ihrer Schönheit, nur der Wohllaut Ihres Lachens sind die wahren Schuldigen, welche mich in das Atelier zogen. Warum wollten Sie mich ein zweites Mal strafen? Hatten Sie mir nicht genug mitgespielt am nächsten Tage?"

Ein muthwilliges Lächeln glitt über ihre Züge.

„Wer hieß Sie wiederkommen?"

„Der Wunsch, Sie zu sehen, und dann, war es nicht eine Probe?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich sehr mißtrauisch bin, und was die Probe betrifft, so war es eigentlich eine Tollheit, die mir durch den Kopf fuhr. Erzählen Sie mir lieber, wo und wie Sie meinen Ring fanden?"

Raymond erzählte. Als er geendet hatte, sagte er:

„Nun weiß ich auch, von wem der Ring kommt und bitte Ihnen meinen wahnsinnigen Verdacht ab, Adrien könnte Ihnen denselben geschenkt haben. Darf ich nun meinen Finderlohn beanspruchen? Sie sehen, Frau Marquise, ich bin nicht so uneigennützig, um Ihnen Ursache zum Mißtrauen zu geben."

„Den Finderlohn kann ich nicht verweigern, — lassen Sie hören, was Sie fordern."

„Die Antwort auf zwei Fragen", fuhr Raymond kühn fort.

„Und die sind?"

„Erstens, wann gab Ihnen die Herzogin den Ring?"

„Als ich sie, sechs Monate nach meiner Verheirathung, besuchte.“

„Sollten die Worte ein Rath für das Leben sein?“

„Ich denke es, denn ich bedurfte damals sehr guten Rathes und treuer Freundschaft.“ Sie seufzte und wie ein Schleier legte sich der Ernst über ihr Gesicht. Der Graf schwieg so lange, daß die Marquise ihn aus seinem Nachsinnen aufscheuchen mußte. „Was will Ihre zweite Frage, Herr von Villefranche?“

Er fuhr mit der Hand langsam über seinen Bart. Wie sollte er die Frage stellen? Er war auf dem besten Wege, den Widerstand zu lösen, welchen Susanne ihm entgegen brachte, wie sollte er die Worte einrichten, um sie nicht zu beleidigen?

„Ich warte, mein Herr“, sagte sie, ihn mit neugierigem Blick betrachtend.

„Es ist nun an mir die Reihe, Sie zu bitten, das Kommende möge Sie nicht verletzen.“

Wieso? Ich hoffe doch nicht?“ Dabei zog sie sich in die Sophaecke zurück.

„Sehen Sie mich nicht so stolz an, Madame, fürchten Sie nichts. Alles, was ich wissen möchte, ist eine Aufklärung darüber, warum Sie die geselligen Freuden fliehen und im Atelier Herrn Adrien's so gerne weilen, warum Sie sich Ihren Bewunderern aus der vornehmen Welt, aus der besten Gesellschaft entziehen und einem Maler, nicht vom besten Rufe, gönnen, Sie in den verschiedensten Stellungen und Kostümen zu porträtiren? Glauben Sie nicht, daß ich so engherzig

bin, Künſtler nicht zur vornehmen Welt des Geiſtes, nicht zur beſten Geſellſchaft zu zählen, aber für eine Frau von Ihrer Stellung und von Ihren Grundſätzen iſt gerade Adrien, von deſſen Streichen Männer nur leiſe ſprechen, kein Umgang."

„O, das iſt es? Ich hätte es denken können. Sie ſtellen ja ein ganzes Verhör mit mir an, doch es ſei. Alſo erſtens — Adrien malt mich nicht . . ."

„Wie? Ich habe doch ſelbſt geſehen . . ."

„Einen Scherz, mein Herr, ſonſt nichts. Ich bin es, die malt. Ich bin Adrien's Schülerin. Das Bild, welches Sie über dem Kamin geſehen haben, iſt mein Selbſtporträt. Die Gruppe auf dem hiſtoriſchen Bilde zeichnete ich und gab der Frauengeſtalt nach meinem Bild die Züge. Karl VII. fanden Sie ſelbſt noch ohne Antlitz. Um den Spaß durchzuführen, hat Adrien Sie an dem bewußten Vormittag porträtirt. Niemand von meinen Bekannten weiß, daß ich der Kunſt täglich einige Stunden im Atelier Adrien's widme. Was Sie mir über die Perſönlichkeit des Malers ſagen, über ſeinen Charakter, iſt mir neu; ich fand ihn ſtets ehrerbietig, zartfühlend und voll Reſpekt. Uebrigens", ſchloß ſie, indem ſie ſtolz den Kopf hob, „hätte ich ihn auch mit Ihren Augen geſehen, es hätte mich nicht abgeſchreckt. Seine Bilder, ſeine Methode zogen mich an, und ich glaube wohl, ich hätte ihn immer in Entfernung halten können. Die Beſchützten ſind nicht die Starken, und die Reinheit einer Frau iſt ihr ſtärkſter Schutz."

Sie ſchwieg und Raymond blieb ſtumm. Was

hätte er auch darauf ſagen können? Nichts, als daß er eine klägliche Rolle geſpielt hatte und daß er den leiſen Vorwurf in ihren Worten verdiente. Adrien, der ſonſt Zügelloſe, hatte ſich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen, währenddem er ſelbſt Vieles gegeben hätte, wenn ſein Benehmen ein anderes geweſen wäre.

„Nicht wahr", unterbrach die Marquiſe ſeinen nichts weniger als ſchmeichelhaften Gedankengang, „Sie hielten mich für ein Modell, deshalb boten Sie mir Erſatz . . ."

„Gnade, Madame, Gnade!" rief Villefranche in höchſter Verlegenheit.

„Bitte, haben Sie den Muth Ihrer Gedanken; wären Sie mir gefolgt, wenn Sie gewußt hätten, wer ich bin?"

„Und doch ſind nur Sie die Urheberin meiner Kühnheit geweſen; warum lachten Sie ſo berauſchend, ſo empörend, ſo verlockend?"

„Und warum traten Sie mitten in der Straße wüthend auf einem Stückchen Papier herum, das Ihnen gewiß nichts gethan hatte?"

„Sie irren, Madame, der Brief hat meine Eitelkeit verletzt."

„O, dann allerdings, das iſt etwas, was ein Mann nie verſchmerzt. Doch Frage um Frage. Von wem war dieſer Brief?"

„Von einer Perſon, welche ich Ihnen nicht nennen will."

„Doch jedenfalls von einer Frau? Beleidigungen, Kränkungen von anderer Seite pflegt man anders abzumachen.“

Er schwieg

„Und“, fuhr sie fort, „können Sie mir sagen, wieso es kommt, daß ein Wesen uns verletzen kann, welches wir so gering achten, um seinen Namen nicht einmal nennen zu wollen?“

„Wie es kommt? Das läßt sich erklären. Uns ärgert eine Vernachlässigung, ein Aufgeben von dieser Seite ebenso sehr, als wenn wir unser bestes Rennpferd einem Andern überlassen müssen; gerade so, als wenn unser bester Freund beim Ankauf einer kostbaren Waffe uns zuvorkommt. Der Verdruß ist gering, aber wir neiden dem Andern einen Besitz, der uns selbst zu Vielbeneideten macht. Der Neid ist eine Auszeichnung, wie eine andere, und jede Unterscheidung von unseren Mitmenschen thut uns wohl in dieser nivellirenden Zeit.“

„Und worin liegt die Anziehungskraft solcher Wesen, daß Männer von Werth um ihren Besitz streiten?“

„In der Unbeständigkeit, Frau Marquise. Die Unbeständigkeit nicht zu fesseln — nein, zu ketten, das ist unser Verdienst, die Ungewißheit, auf wie lange, das ist ihre Macht!“

Eine leichte Wolke flog über ihre Augen, dann erhob sie sich und sagte:

„Ich sehe, es ist immer dasselbe.“

Raymond grübelte nicht über den Sinn ihrer Worte. Er wußte nur eines: sie deutete ihm, zu gehen. Nach

und nach war er in alle Einzelheiten des Gemachs eingedrungen, er fühlte die vornehme Einfachheit der Ausstattung, den Duft der Blumen, die Wahl der Albums auf den Tischen, die Bilder an den Wänden, die zahllosen Kunstgegenstände, welche den Raum verschönten, Alles ergänzte ihm die Richtung der Marquise. Sie war in Allem und Jedem fein und geschmackvoll, vornehm und liebenswürdig, schalkhaft und bewunderungswerth klug. Dabei lag über ihrem Wesen etwas Kindliches. Kein Wunder, daß dem Grafen die Minuten verflogen und daß er immer mehr und mehr gefangen wurde in dem goldenen Netzwerk der Liebe. Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß er gehen sollte, gehen, ohne eine Sylbe von dem zu erwähnen, was ihn beinahe erdrückte. Doch der erste Schritt war geschehen, warum sollten die weiteren nicht folgen?

„Darf ich bald nachfragen, ob die Frau Marquise ihr Bild vollendet hat?“ sagte er. „Oder besser noch: darf ich mich wieder als Modell im Atelier einfinden?“

„Nein, nein,“ rief sie lachend, „ich erlasse Ihnen das Weitere. Uebrigens“ — ein leichtes Roth färbte ihre Wangen — „ich verreise in einigen Tagen.“

„Wie, Sie verreisen? Verläßt denn Alles Paris, was würdig wäre, es zu schmücken! Sie selbst, Madame, die Herzogin, Adrien . . .“

„Adrien verreist?“

„So sagte er mir.“

„O, ich verstehe,“ sagte sie leise.

„Und ist der Winter darnach angethan," fuhr Raymond fort, „Reisen zu unternehmen?"

„Ein guter Pelz schützt vortrefflich."

„Allerdings, doch so meinte ich es nicht. Im Winter gleichen die schönsten Gegenden einander, die weiße Decke ist ein wahrer Zerstörer der Unterschiede, ein wahrhafter Demokrat. Keine Eigenthümlichkeiten, kein schönes Spiel von Licht und Schatten, keine Schluchten, keine Farben, kein Leben, kein Glanz, keine Pracht, Alles gleich schweigsam, gleich kalt, gleich weiß — —"

Er vergaß, wie er selbst gestern erst im Anblick des kalten, schweigsamen weißen Winters geschwelgt hatte.

„Ihre Schilderung trifft nicht für den Süden zu."

„Sie gehen nach Italien?"

„Ich reise nach Nizza zur Herzogin. Ich versprach es ihr. Oktave hat eine allerliebste Yacht aus England kommen lassen, wir wollen zusammen die Küsten befahren."

Oktave — Yacht — — es flimmerte vor den Augen des jungen Mannes.

„Und wie lange gedenken Sie in Nizza zu bleiben?"

„O, sehr lange. Nachher gehe ich gleich auf meine Güter. Doch nun, Herr von Villefranche, leben Sie wohl und nehmen Sie nochmals meinen besten Dank für den gefundenen Ring."

Sie bot ihm ihre schöne Hand, an welcher der Rubin glänzte. Er drückte einen zitternden Kuß auf

die zarten Finger und wollte sich schweigend entfernen. Doch plötzlich wallte es auf in ihm. Hatte ihn die Berührung mit ihrer Hand elektrisirt, gab ihm die Gewißheit des Abschieds Muth, oder war der Gedanke an Oktave die Ursache der nervösen Waghalsigkeit, welche sich seiner bemächtigte? Genug, er ging nicht; er ließ die Hand, welche er hielt, nicht los, ja, als könnte sie ihm Jemand rauben, behielt er sie fest in der seinen.

Er sah nicht den Ausdruck des Unwillens im Antlitz der Marquise, den stolzen Blick, womit sie ihn maß, noch die Ungeduld, mit welcher sie wartete, daß er sie frei gebe. Er heftete die Augen auf den Ring und sprach heftig, leidenschaftlich:

„Ich kann so nicht gehen, es hieße Sie und mich betrügen. Wissen Sie es noch nicht, so will ich es Ihnen jetzt gestehen. Ich hätte mir auch ohne jenen nichtigen Vorwand den Weg zu Ihnen gebahnt, ich hätte ihn gefunden, wären auch Hunderte von Meilen zwischen uns gewesen. Denn ich liebe Sie, Susanne, ich liebe Sie seit dem Augenblick, da Ihr Lachen an mein Ohr gedrungen. Wie eine Offenbarung hat es mich durchschauert: dort ist ein reines Herz, dort ist, was allein das Leben werth macht und verschönt, dort ist deine Seligkeit, so rief es mir mit Flammenworten zu. Und ich folgte. Ich eilte den Tönen nach. Ich war ein leichtsinniger Mensch. Seit jenem Augenblick bin ich verwandelt, gereinigt, geläutert. Ich denke nichts, ich sehe nichts als Susanne, wachend und träumend

glaube ich Ihre Stimme zu vernehmen und ich fasse den Gedanken eines Abschieds nicht."

„Ich habe nichts gethan, um Ihre Liebe zu erringen;" fuhr Raymond erregt fort, „ich habe mich lächerlich, unwürdig gezeigt; ich habe Sie erzürnt, gelangweilt; durch einen niederen Gedanken vielleicht beleidigt. — Ich fühle das Alles. Und Sie ermessen, wie groß mein Vertrauen in Ihre Güte, meine Hochachtung, meine Verehrung für Sie ist, wenn ich trotz alledem nicht davonschleiche, sondern hier vor Ihnen stehe und Sie frage: wird es mir vergönnt sein, durch ein ganzes Leben voll Treue, Liebe und Zärtlichkeit zu beweisen, wie sehr ich meinen Fehler bereue? O Susanne, wie liebe ich Sie!"

Er hielt inne und wartete auf eine Antwort. Als diese nicht kam, ließ er ihre Hand aus der seinigen gleiten und wollte gehen.

„Hören Sie mich, Herr von Villefranche," sagte Susanne zögernd, aber im Verlauf ihrer Antwort belebte sich ihre Stimme: „ich bin nicht unempfindlich für die Worte, welche ich soeben vernahm. Allein sie ähneln zu sehr solchen, die ich dereinst — schon vor Jahren — vernommen. Das ist weder ein Tadel, noch ein Vorwurf. Derjenige, welcher ähnlich zu mir sprach, war in dem Augenblick gewiß ebenso aufrichtig wie Sie es sind. Damals war ich jung und ohne Erfahrung; heute weiß ich, daß nichts mehr täuscht, als ein leicht erregbares Blut, als ein rasch empfindendes Herz. Zu seiner Ehre sei es gesagt, denn es täuscht

nicht allein die Anderen, es täuscht sich selbst in Allem, was es bewegt. Ich bin in meiner ersten Ehe viel zu unglücklich gewesen, um die Erfahrungen zu unterschätzen, welche mir als einziges Gut daraus geblieben sind. — Ich denke jetzt nicht daran, mich ein zweites Mal zu verehelichen. Sollte dies dennoch späterhin geschehen, so gelobe ich mir, nur demjenigen Mann meine Hand zu reichen, der so wenig an den Umgang mit Frauen zweideutigen Rufes gewöhnt ist — so wenig, daß er nicht jede Frau, die allein ausgeht, für das hält, was er von ihr wünscht — um sie zu besitzen — für käuflich."

Damit verneigte sie sich und verschwand hinter der Portière, welche in die inneren Gemächer führte.

Raymond aber kehrte traurig in seine Wohnung zurück.

VI.

Die Pariser Gesellschaft war nicht wenig überrascht, als man einige Tage später erfuhr, der Graf von Villefranche sei auf seine Güter gereist. Am Vorabend des Karnevals! Er, der so oft die Auszeichnung genoß, den Cotillon auf den Hofbällen anzuführen, er, der ein eifriger Besucher der Opernbälle war, er, dessen Picknicks während der Saison berühmt waren, er vergrub sich mitten im Winter auf seinen Besitzungen?

Anfangs glaubte man, seine Abwesenheit würde nur kurze Zeit währen, aber als es ruchbar wurde, daß er Wagen und Pferde verkaufen lasse und seine Diener verabschiedet hatte, wußte man das nur so zu deuten: Villefranche sei beinahe ruinirt und müsse sich einschränken. Zwei Tage lang bedauerte man ihn, — dann wurde er vergessen. Etwas, worin Paris es allen anderen Städten zuvorthut.

Mittlerweile hatte Raymond das Schloß seiner Väter betreten. Er hatte die aufrichtige Freude seiner Schwester empfunden und hatte es versucht, sich recht heimisch zu machen. Er hoffte, sich ganz einzuleben in das idyllische Beschützerthum, welches ihm in Anbetracht seiner gutsherrlichen Stellung zukam; er trachtete, sich bei den Bauern beliebt zu machen, er bewunderte den dicken Jüngsten des Einen, die feiste Kuh des Andern. dem alten Großvater der Margot schüttelte er die dürre Faust; der heiligen Jungfrau auf dem Altar der Dorfkirche versprach er eine goldene Krone, dem fleißigsten Jungen in der Schule stellte er ein herrliches Bilderbuch in Aussicht.

Aber stets wanderten seine Gedanken zu Derjenigen zurück, die ihn vertrieben. Wie Adam dereinst, die Sehnsucht im Herzen, und die Reue im Gemüthe, Blicke voll heißen Verlangens in jenes Eden sandte, welches er durch eigene Schuld eingebüßt, so kehrten seine Gedanken immer und immer wieder zu jenem Gemach zurück, welches er voll keimender Hoffnung betreten hatte und welches er zerschmettert verließ.

Sein voriges, sorgloses, unbedachtes Leben erschien ihm mit einem Male in anderem Lichte; was ihm früher voll rosiger Freude winkte, stieß ihn jetzt durch seine fahle Farbe ab. Er war eben vor eine andere Scheibe getreten. Die Dinge blieben sich gleich, nur die Beleuchtung war verschieden.

So weit ging seine Zerstreutheit, daß, als er in der zweiten Woche seines Aufenthalts zu Villefranche bei dem siebenten Kinde des Verwalters Pathenstelle vertrat und ihn der Pfarrer frug, unter welchem Namen das Kind in die Gemeinde aufgenommen werden sollte, er sagte: „Susanne soll es heißen.“ Nun war es aber ein Knabe und die Verlegenheit seiner Schwester sehr groß. Sie räusperte sich so laut, daß Raymond nicht nur zusammenfuhr — er war seit letzterer Zeit leicht erregbar, — sondern auch beinahe das Kind fallen gelassen hätte. Das erinnerte ihn, um was es sich handle, und so wurde denn das Kind, wie es bestimmt gewesen, auf den Namen des heiligen Petrus getauft, gewiß ein mächtiger und berühmter Schutzpatron.

Am Abend desselben Tages, nachdem seine Schwester mit der Durchsicht ihrer Bücher und Rechnungen zu Ende war, sagte sie plötzlich:

„Höre, Raymond, ich hoffte immer, Du würdest aus Paris eine Frau mitbringen. Ich weiß wohl, daß ich dann abdanken muß, aber wie gerne thät ich es, könnte ich dafür Deine Kinder warten und sie auf meinen Knieen schaukeln!“

„Du gute Marthe!“

„Ja, ja; du gute Marthe, das ist Alles, was ich statt dessen bekomme. Du verbringst Deine schönsten Jahre in der Hauptstadt, Du brauchst Summen auf, mit denen Du Deinen Besitz hättest königlich arrondiren können — ich sage nichts weiter — sei stille — es war ja Dein Geld. — Plötzlich kommst Du zurück; mitten im Winter, unerwartet, unangekündigt, schweigsam, zerstreut .... weißt Du, daß dies sehr einer Flucht ähnlich sieht?"

„Mache Dir keine falschen Gedanken, Schwester."

„Wieso falsche Gedanken? Das Lügen ist nicht Deine Sache. Merke ich denn nichts? Habe ich nicht Augen und Ohren? Wie soll ich Deine Schweigsamkeit deuten und Dein zerstreutes Wesen? Hast Du Dich nicht heute in der Kirche verrathen? Du liebst, Raymond, und sie heißt Susanne."

Der junge Mann zuckte leicht zusammen, doch antwortete er nicht. Er starrte hinaus in die Winternacht.

„Mein armer Bruder," sagte Marthe sanfter, „Du dauerst mich. Du liebst — mir kannst Du es nicht verbergen — ein Frauenauge sieht tief und ich fürchte, Du liebst unglücklich. So ist es immer, dort, wo wir können, wollen wir nicht, und wo wir lieben, will man uns nicht. Aber warum traurig sein, warum nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, — gibt es nicht schöne Mädchen genug in unserm Frankreich, die mit tausend Freuden Gräfin von Villefranche würden? Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich nicht Eine fände,

würdig unſern Namen zu tragen. Laſſe mich Brautſchau für Dich halten, laſſe mich morgen ſchon . . .“

Raymond dämpfte den Eifer ſeiner guten Schweſter. Er kannte ihre Energie und fürchtete ſie beinahe. Sich zu einem Lächeln zwingend, erwiederte er:

„Was predigſt Du mir die Ehe und haſt mir doch kein Beiſpiel gegeben? Du könnteſt heute ſchon eigene Kinder erziehen und brauchteſt nicht zu warten, bis ich welche habe.“

„Raymond, iſt es möglich! Ich jemals heirathen! Es wäre lächerlich geweſen. Du vergißt mein Aeußeres. Ich vergaß es nie, mein Lieber, und wenn Einer kam, meine Hand zu verlangen, ſo wußte ich, er ſähe meinen Buckel nicht wegen meines Geldes und wegen meiner Ahnen.“

„Aber, Schweſter, das Wenige, was Deine rechte Schulter höher ſteht, iſt noch kein Buckel, und übrigens warſt Du nicht auch einmal jung? Deine Augen, die heute noch im dunklen Glanze ſtrahlen . . .“

„Halt' ein, Du Schmeichler, der einzige Mann, dem ich das geglaubt hätte, ruht lange ſchon auf dem Meeresgrunde.

Raymond wollte fragen, aber ſie ſchnitt ihm das Wort ab.

„Uebrigens wozu ſollten mir Mann und Kinder? Hatte ich Dich nicht, warſt Du nicht meine Familie? Hatte Dich unſere gute Mutter nicht mir allein auf dem Todtenbette anvertraut? Warſt Du nicht zehn

Jahre jünger als ich? Hatte ich es nicht zugeſchworen, Deine Mutter zu ſein, Deine Pflegerin? Laß mich . . ."

Aber Raymond ließ ſie nicht, er fiel ihr um den Hals und und preßte ſie in ſeine Arme.

„Du braves, gutes Herz!" ſagte er gerührt.

Marthe gehörte nicht zu Jenen, welche den Ausbrüchen des Gefühls viel Geduld entgegenbringen. Sie machte ſich los und fuhr mit aller Kraft ihrer tiefen Stimme fort:

„Und nun, nachdem ich mein Kind groß gezogen, nun ſoll ich nicht die Freude haben, Großmutter zu werden; nun verweigert mir mein großer Sohn dieſes Glück. Er iſt blind für die Vorzüge Anderer, weil er eine Suſanne kennen lernte, die von ihm nichts wiſſen will. Bedenke, Raymond, das Leben iſt zweifach ſchön, wenn wir Jemanden haben, der uns liebt und den wir lieben."

Die Worte ſeiner Schweſter hatten den jungen Mann mehr bewegt, als er zeigen mochte. Sie fanden lebhaften Widerhall in ſeinem Innern, aber ſie trugen nicht dazu bei, das Bild Suſanne's zu bannen. Im Gegentheil, die Sehnſucht nach ihr wuchs zu ſolchem Verlangen während der ſchlafloſen Nächte, daß er ihre Stimme fort und fort zu hören glaubte, bis es ſchmerzte und er des Morgens abgeſpannt und müde aufſtand. Er hatte Marthe mit der Verſicherung beruhigt, ihre Worte zu überlegen und allmälig darnach zu handeln. Aber dem liebenden Auge Marthens entging die geſteigerte Unruhe ſeines Weſens nicht, ebenſowenig wie

die Gleichgültigkeit, welche er Allem entgegenbrachte. Sie athmete auf — denn ihre Zärtlichkeit für ihn war stets voll Sorge — als er eines Tages sagte, daß er nach Paris zurückkehren wolle und diesmal trachten, eine Frau mitzubringen.

Die schlaflose Nacht brachte Rath.

Sein Entschluß war am Morgen gefaßt. Er täuschte Marthe, als er Abschied nahm, um bald wiederzukommen, sein Weg führte ihn weiter als bloß nach Paris. —

* * *

Der „Ozean" lag zur Abfahrt bereit.

Ein Schiff mehr oder weniger, das geht oder kommt, erregt sonst in dem bewegten Hafen von Marseille keine Aufmerksamkeit. Diesmal aber war es anders. Entführte doch der „Ozean" Hunderte von Frankreichs Söhnen nach der Küste Afrikas — unter ihnen Raymond von Villefranche. Darum stand eine unabsehbare Menge von Zuschauern im Hafen; Mütter, Bräute, Schwestern unter ihnen, die voll Wehmuth auf die Männer blickten, welche die Wellen bald südwärts tragen sollten.

Horch! Das Zeichen. Die Anker werden gelöst, tausendfältige Rufe erschallen, man schwenkt die Mützen, man weht mit Tüchern; die auf dem Schiffe stimmen ein Hurrah an, in welches das Echo Derer vom Ufer einfällt.

In dieſem Augenblick rudert ein kleines Boot auf den Dampfer zu Trotz Zeichen des Lootſen, trotz der Rufe der Matroſen nähert es ſich tollkühn, es drängt ſich an das große Schiff; ein Mann ſteht aufrecht in dieſer Nußſchale, einen Brief in der erhobenen Hand. Jetzt iſt das Boot hart an den „Ozean“ gedrückt, behend wie eine Katze ſchwingt ſich der Mann mit dem Briefe auf die Strickleiter und klettert ſchnell daran empor.

„Für den Grafen von Villefranche!“ ſo ruft er, wirft das Papier auf das Verdeck, iſt im Nu wieder die Strickleiter herabgeglitten, ſpringt in das Boot und rudert mit ſeinen beiden Gehülfen unter den Bravos der Zuſchauer davon. Doch nun ſetzt ſich der „Ozean“ in Bewegung, langſam, aber unwiderruflich. Mit jeder Sekunde wächſt die Entfernung, ein Jeder blickt nach der heimathlichen Küſte und ſucht das Bild des Vaterlandes getreu mitzunehmen. Noch unterſcheidet man die Leute am Ufer, noch erkennt man die wehenden Flaggen. Und wie das Schiff langſam und feierlich vorüberſegelt, grüßen die Leute auf den anderen Schiffen, winken die Fahnen ihr buntes Lebewohl, donnern die Kanonen der Forts ihren Abſchiedsgruß. Kein Wunder, daß der Brief vergeſſen blieb. Als endlich der Matroſe, welcher ihn aufgehoben hatte, ſich deſſen erinnerte, lag die Küſte von Frankreich nur mehr wie ein graues Nebelland vor den Augen der Abfahrenden.

Raymond erbrach haſtig das Papier. Von wem?

Woher? Er hatte das kleine Schiff sich nähern gesehen und ahnte nicht, daß die Eile, mit welcher es herankam, ihm gelte. Seine Finger fühlten einen harten Gegenstand; wie er ihn von der Hülle befreit, schimmert ihm ein Rubin entgegen, ein flammendes Herz ist darauf eingeschnitten.

Raymond glaubt zu träumen, aber nein, es ist der Stein, ihr Stein, es ist nicht daran zu zweifeln. Wie er auch das Papier durchforscht, keine Zeile, kein Wort, welches ihm das Räthsel löse. Nur sein Name sieht ihm auf der Außenseite entgegen.

Die Sonne geht purpurn und golden unter, in ihren Strahlen blitzt es geheimnißvoll und leuchtend rauscht das Meer.

Raymond preßt den Ring an seine Lippen und starrt dem Nebellande nach. Er bleibt die ganze Nacht auf dem Verdeck und immer sieht er nach einer Richtung.

Hat er vielleicht aus den feuchten Schleiern eine glückliche, selige Insel auftauchen gesehen?

Auf seinem Herzen liegt warm gebettet ein funkelndes Geheimniß und in seiner Seele dämmert das Glück.

VII.

Die Herzogin von Menilly
an den Grafen Raymond von Villefranche:

„Mein lieber Villefranche!

„Schwer wird es mir zu sagen, wie sehr mich Ihr Brief überraschte, in welchem Sie mir mittheilen, daß Sie nach Algier als Kämpfer für Frankreich gehen wollen.

„Zu meiner Zeit war der Mann beharrlich, ausdauernd, muthig, um schließlich siegreich zu sein; das Weib floh und vergrub seinen Schmerz. Heute ist es anders. Der Mann flieht, die Frau aber weicht nicht, sie wartet, sie bleibt, sie hofft, sie blickt muthig vorwärts. Noch hoffe ich, wird Alles sich zum Guten wenden, und weil ich Sie wie eine Mutter liebe, so will ich Ihnen nichts von dem verschweigen, was sich hier zutrug.

„Susanne ist angekommen, es mögen drei Wochen her sein. Ich fand sie sehr verändert, sie, die sonst Freude am Gespräche hat wie die Lerche am Gesang, sie war still und nachdenklich. Anfangs dachte ich, es sei die Folge der Reise. Susanne ist zart und nicht geschaffen, Anstrengungen zu ertragen. Die Veränderung in ihrem Wesen war so auffallend, daß sogar Oktave, der sich nicht leicht beunruhigen läßt, theilnehmend nach der Ursache frug. Ich stellte keine Frage, ich begnügte mich zu beobachten und im Stillen die Möglichkeit ihrer Umwandlung zu ersinnen. Ich hoffte, sie würde mir unaufgefordert Alles anvertrauen, was

sie bedrückte, sobald der Raum des eigenen Herzens zu enge ward; war sie doch gewiß, in meiner Brust Verständniß und Theilnahme zu finden.

„Ich sagte Ihnen in Paris, die Marquise sei stolz und zurückhaltend und behüte eifersüchtig ihre Freiheit. Nicht, daß sie von ihrer Stellung als Wittwe einen schlechten oder allzufreien Gebrauch mache, — dazu ist sie zu vornehmen Geschmacks, aber sie sieht in jedem Bewerber einen Störer ihres Friedens, Denjenigen, welcher das Gift des Mißtrauens in ihre harmlosen Freuden träufelt, und scheu weicht sie allen Prätendenten aus dem Wege. Um dieses zu verstehen, will ich all' dasjenige erwähnen, was für Sie wissenswerth ist und wozu es mir in Paris an Zeit gebrach.

„Früh verweist, von altem Adel, wurde Susanne de Banlieue im Kloster erzogen. Eines Tages bemerkt sie der Marquis von Chatillon, als sie in Begleitung einer Freundin Einkäufe besorgt. Er folgt ihr, erkundschaftet ihren Namen, ihren Rang, und da er auf keine andere Weise zum Ziele gelangen konnte, bietet er ihr seine Hand. Sie hatte keine andere Familie als einen alten, entfernten Verwandten. Der Marquis war jung, schön, reich, kühn, er hatte feurige Augen, ein gewandtes Benehmen, ein melodiöses Organ; er war der erste Mann, der ihr je von Liebe gesprochen; ihr blieb nur die Wahl zwischen dem Kloster und ihm — sie heirathete ihn in gutem Glauben. Sie brachte ihm ihre Schönheit mit, ihre Unschuld, ihre Tugend, einen ganzen Schatz von Illusionen. ein warmes Herz voll Liebe für ihren

ritterlichen Befreier aus der Klostereinsamkeit und den Glanz ihrer achtzehn Jahre. Lassen Sie mich schweigen, wie nach und nach die Illusionen schwanden, die Schönheit zu welken begann, das warme Herz erkaltete und die Liebe floh, traurig ihr Haupt verhüllend.

„Ich lernte Susanne kennen, als es zu spät war, — unter dem Traualtar. Trotzdem ich den Marquis nicht vor mir sehen wollte, trotzdem ich jahrelang nichts von ihm gehört hatte, konnte ich doch dem einzigen Sohne meiner verstorbenen Schwester nicht die Bitte verweigern, bei seiner Hochzeit anwesend zu sein.

„Sie haben keinen Begriff, wie er bitten konnte, die Natur hatte ihm diese Gabe verliehen, um seine Laster zu bedecken. Auch mußte ich den Entschluß loben, endlich einmal sein wildes Leben aufzugeben, ich hoffte das Beste, wenn eine gute, reine und kluge Frau ihm zur Seite stände. Als die Trauung vorüber war, fing ich einen Blick des Marquis auf, den er auf seine junge Frau warf. Es war der Blick des Geiers, bevor er sein Opfer ergreift, — ich hatte verstanden.

„Kurz nach ihrer Heirath nahm ich Susanne bei mir auf. Sie wurde mir die Tochter, welche der Himmel mir versagt hatte. In dem vertrauten Umgang lernte ich bald sie innig lieben und die schönen Eigenschaften schätzen, welche sie zieren. Durch liebevolle Zärtlichkeit trachtete ich sie die Heimatlosigkeit vergessen zu machen, unter der sie schweigend litt.

„Ihr Stolz hinderte sie, je eine Klage zu äußern,

die Welt wußte nichts von ihr. Man kannte den Marquis von Chatillon, aber nur Wenige ahnten, daß er eine Gattin habe, welche ihn floh Ich muß es nochmals betonen, mein lieber Villefranche, die Charaktereigenthümlichkeiten Suſannens ſind nur die Folge ihrer Erfahrungen.

„Sie ſahen Suſanne und ſie lieben war eins. Aber begreifen Sie nun, warum ich ſo ſehr zur Vorſicht rieth und warum ich den Erfolg ſo lebhaft wünſche?

„Da mir jeder Anhaltspunkt fehlte, die Schweigſamkeit der Marquiſe zu deuten, ſo gerieth ich endlich auf den Gedanken, auch Sie hätten den gleichen Eindruck auf Suſanne gemacht. Endlich kam Ihr Brief, ich fand ihn beinahe ebenſo unverſtändlich als Suſannens Benehmen, nur Eines ſah ich klar: Sie hatten Ihr Schiff ſehr bedenklich geſteuert. Des Abends, als Oktave ſeine Yacht beſichtigte, die mit der Bemannung aus England gekommen war und wir zwei Frauen am Fenſter ſaßen, gab ich Suſanne Ihren Brief. Wenn der Brief geleſen ſein würde, hoffte ich zu wiſſen, ob ich Ihren Vorſatz, in Algier gegen Kabylen zu fechten, beſtärken, oder ob ich Sie lieber nach Nizza bitten ſollte, um unter meinen Augen einen lohnenderen Feldzug zu unternehmen. Denn ich dachte nicht, daß Vorſatz und Ausführung eins ſein würden, ich meinte — noch ſei es Zeit, Sie her zu berufen — ich habe Ihnen Unrecht gethan und — ich geſtehe es ein.

„Suſanne nahm zögernd Ihren Brief, mir ſchien,

als sollte ich Alles erfahren, aber noch drängte sie die Worte zurück, steckte das Schreiben ein und sah hinaus in den dämmerigen Abendhimmel. Die Nacht brach an und mit ihr kam Oktave. Er war voll Freude über das schöne Schiff und lud seine Cousine für den folgenden Tag zu einer Spazierfahrt ein. Sie sagte zu und war den ganzen Abend wie umgewandelt, so umgewandelt, daß ich bereits für Sie, mein lieber Villefranche, zu fürchten begann.

„Wie durch ein geheimes Machtwort lösten sich die Fesseln, welche ihr Gemüth gefangen hielten; sie scherzte, sie lachte, die Witzwörter sprühten hin und zurück, es war die ganze Susanne von früher. Wir blieben länger auf als gewöhnlich und trennten uns in bester Laune. Eine halbe Stunde nachher, die Kammerfrau hatte mich eben verlassen, klopft es leise an meine Thür.

„‚Kann ich Sie sprechen?‘

„Ich erkenne Susannens Stimme. In großer Aufregung kommt sie an mein Bett. Auf meine Frage, was ihr fehle, deutet sie auf Ihren Brief und sagt leise und schnell:

„‚Das darf nicht sein, lassen Sie ihn nicht abreisen, die Kabylen würden ihn tödten.‘

„‚Susanne‘, rief ich erstaunt, ‚liebst Du ihn denn?‘

„Sie antwortete nicht gleich, dann sagte sie gefaßter:

„‚Ich weiß es nicht, ich weiß nur eins, daß ich Schuld bin, wenn er Paris, wenn er Frankreich verläßt, wenn er in Algier krank, verwundet, getödtet wird.

Wie könnte ich fernerhin einen Moment der Ruhe genießen, wenn Solches auf meiner Seele lastet, darum beschwöre ich Sie, Madame, schreiben Sie, telegraphiren Sie, nein, besser noch, schicken Sie Oktave selbst nach Paris . . .'

„Ungeachtet ihrer Aufregung mußte ich lächeln. War das nicht Liebe? Aber sie wollte sich nicht geben; nun gut! Gehen wir blind an der Bresche vorüber.

„‚Ich werde das Feld räumen, sobald er kommt,' fuhr sie fort; ‚ich weiß, daß es nicht gut ist, wenn wir zusammentreffen, aber das soll kein Grund sein, Sie nicht zu besuchen, dann bin ich doch sicher, daß er in Frankreich bleibt!'

„Als sie ruhiger ward, setzte ich ihr auseinander, wie Ihr Entschluß noch nicht gefestigt sei; ich suchte zu beweisen, daß Sie vorläufig nur davon sprechen und daß Niemand so leicht ein Leben voll Vergnügungen und Bequemlichkeit gegen ein Leben voll Mühsal und Entbehrungen eintauscht; ich schmeichelte mir, Susanne zu überzeugen, doch sie schüttelte den Kopf und sagte seufzend: ‚Ich wollte, Sie hätten Recht, aber ich fürchte, ihn besser zu beurtheilen.' Nur als ich versprach, in aller Frühe Ihren Brief zu beantworten, gab sie sich zufrieden.

„Am andern Morgen kam Oktave zur bestimmten Stunde, um seine Cousine zur Meerfahrt abzuholen, sie war so bleich, so matt, so durchsichtig, möchte ich sagen, daß Sie übermüthig glücklich hätten sein können, denn es waren Zeichen der Angst um Sie.

„Suſanne wollte der Einladung Oktave's nicht folgen; ich drohte, Ihnen nicht zu ſchreiben, wenn ſie bliebe. Das half, die Beiden wandelten zum Hafen hinab und bald darauf flog das Schiff an mir vorüber.“ — —

* * *

„Ich ſetze mich nun an den Schreibtiſch, allein kaum habe ich die Feder eingetaucht, als meine alte Freundin, die Vicomteſſe de Septpoints, eintrat. Sie war eben erſt in Nizza angelangt, kam, um mich nach einer Pauſe von fünf Jahren wieder zu ſehen, denn ſeit fünf Jahren lebt ſie bei ihrer verheiratheten Tochter in England. Die Stunden verflogen mit Auffriſchung alter Erinnerungen; ach! ein trauriger Zeitvertreib, denn an dem vielen Traurigen, was wir erlebten, an dem wenigen Freudigen, was wir uns mittheilten ſahen wir, wie lang und unfruchtbar das Leben iſt. — Als Suſanne und Oktave heimkehrten, war die Vicomteſſe noch bei mir und der Brief an Sie nicht geſchrieben. Mein alter Benoit erſcheint mit der Poſt und Oktave vertieft ſich in die Zeitung.

„‚Schöne Couſine,‘ ruft er plötzlich ‚Ihre Bekanntſchaft vom Maskenball, mein Freund Raymond, wird Sie wohl für einige Zeit nicht in der Oper treffen, denn morgen ſegelt er auf dem „Ozean“ nach Afrika!‘

„Mein Sohn hat es ſich in den Kopf geſetzt, daß Ihnen eine Intrigue im Domino Suſannens Intereſſe

zuzog. Sie erbleicht bei ſeinen Worten, im nächſten Augenblick jedoch faßt ſie ſich, nimmt die Zeitung zur Hand und lieſt die Stelle zwei Mal durch.

„Sie zwingt ſich ſogar zu einem Scherz und ſagt: ‚Herr von Villefranche hat ſich nicht einmal das quart d'heure de grâce gegönnt, um Abſchied von ſeinen Freunden zu nehmen.‘ Ich bin eine alte Frau und habe auch früher nie verſtanden, Zeichen zu deuten. Das gehört der Jugend zu, der enthuſiaſtiſchen, ſtürmiſchen Jugend. Aus einer kurzen Andeutung ſchöpft ſie Nahrung für große Thaten, aus einem leiſen Wort bläſt der Nordwind der Entmuthigung!

„So ſtehe ich vor Suſannens Worten, wie der Stumme vor der verſchloſſenen Thüre, er möchte hinein, doch ihm fehlt die Macht, ſich öffnen zu laſſen. Der Aerger, welcher ſich in den Worten kundgiebt, kann ebenſowohl Aerger über ſich ſelbſt, über die eigene Angſt und Schwäche bedeuten, als Aerger gegen Sie. Ich gebe Ihnen dieſelben zur Deutung.

„Als uns die Glocke zum Diner rief, fehlte Suſanne. Ihre Kammerfrau meldete, ſie werde erſt ſpäter vom Spaziergange heimkommen; wir ſollten ſie entſchuldigen, ihr böſer Kopfſchmerz habe ſich wieder eingeſtellt. Die Angſt hielt mich lange wach, endlich gegen zehn Uhr kommt Suſanne zurück, ſie iſt erhitzt, lebhaft aufgeregt. Auf meine Frage, wo ſie ſo lange geblieben, giebt ſie ausweichende Antwort. Ich kann mich der Idee nicht erwehren, daß dieſes

Ausbleiben mit Ihrer Abreise zusammenhing, nur frage ich mich selbst, wieso?

„Am nächsten Tage hatte man die Befahrung der Küste nach einer andern Richtung projektirt, aber als Oktave auf die Yacht kam, fand er das Schiff, zu seinem Verdruß, ohne Steuermann.

„Dieser allein war ein Einwohner unserer Stadt, die übrige Mannschaft war aus England gekommen. Ich würde des geringfügigen Umstandes nicht erwähnen, hätte er nicht dazu gedient, dem Geiste Susannens eine neue Richtung zu geben.

„Ungeduldig, in seiner Lieblingsunterhaltung gehindert zu sein, schwor Oktave, den Mann sofort zu entlassen. Aber auch zum Entlassen muß man die Leute haben und Baptiste blieb sechsunddreißig Stunden lang verschollen. Susanne aber nahm sich seiner so warm an, sie bat Oktave so lange, bis er, dessen Groll ohnehin stärker tobt als er von Dauer ist, endlich den Mann wieder in Gnaden aufnahm, als er zurückkam.

„Seitdem ist Baptiste der Leibeigene Susannens, es giebt nichts, was er für sie nicht vollführte, und ich glaube, seinem Einflusse ist theilweise die abgöttische Verehrung zuzuschreiben, welche die Landbevölkerung der Marquise von Chatillon entgegenträgt. Nur theilweise sage ich, denn ihr gebührt dieses Zutrauen. Sie ist ein gütiger Engel der Bedürftigen, Helferin und Trösterin in der Noth. Sie spielt mit den Kindern der Armuth, mit ihrem Gelde erfreut sie die Herzen

der Kummervollen, den Alten und Kranken spendet sie freundlichen Zuspruch. Und sie thut wohl daran. Für Baptiste hat sie eine besondere Zuneigung, vielleicht weil er ihr den Weg zeigte, auf welchem sie Ersatz für verlorene Freuden findet.

„Seinen Erstgeborenen hob sie aus der Taufe, und als unlängst ein Sturm seine Hütte empfindlich beschädigte, ließ sie eine neue, größere für ihn beginnen.

„Sie hat nie wieder nach Ihnen gefragt, noch ob ich den versprochenen Brief geschrieben. Wenn ich trotzdem Alles, was hier vorgegangen, so genau berichte und Ihnen das Herz dieser ausgezeichneten Frau zu erhalten suche, so mögen Sie daraus meine Freundschaft für Sie ermessen. Denn Sie sollen wissen: Oktave beginnt den Zauber von Susannens Schönheit zu empfinden. Ich hoffe, er bleibt dabei stehen, ich wünsche es mit aller Kraft meiner Seele und bitte täglich Gott, ihn vor den großen Leidenschaften zu bewahren.

„Bestätigen Sie durch eine Zeile an mich oder an Oktave, daß Lust nach Abenteuern und Thatendrang Sie über das Meer zog. Ich hoffe, mein lieber Raymond, Sie bereuen Ihren Entschluß nicht so rasch, als Sie ihn faßten. Ich segne Sie aus mütterlichem Herzen; mögen Sie von feindlichen Kugeln verschont, ruhmbedeckt heimkehren!

Ihre alte Freundin

Clemence de Menilly."

VIII.

Auf dieſen langen Brief bekam die Herzogin keine Antwort. Raymond hatte ihn nie erhalten, und als er zwei Jahre ſpäter, an einem ſtürmiſchen Märztage, im Hafen von Marſeille einfuhr, war ſeine Seele ebenſo freudig bewegt, wieder Frankreichs Boden zu betreten, wie durch die Ungewißheit traurig geſtimmt, was wohl das Schickſal ſeit der langen Zeit mit der Marquiſe von Chatillon vorgenommen hatte.

Das Glück, welches ihm ſonſt lächelte, es hatte ihn auch nach Afrika begleitet. Mit Ausnahme einer leichten Schußwunde am Fuß kam er unverſehrt zurück. Aber jetzt, nachdem ihn die Sonne der Palmen gebräunt, der Wüſtenwind ihn gekräftigt hatte, war es nicht mehr der Raymond von einſt.

Und währenddem ihn ſeine früheren Freunde bedauerten, hatte er einen koſtbaren Schatz entdeckt: ſich ſelbſt zu bezwingen und das zu ſchätzen, was uns das Leben bietet. Man muß nicht den Tod im Herzen fühlen, um das Leben als höchſtes Gut zu betrachten und ſeinen Werth zu begreifen.

Raymond war nicht mehr der verzogene Günſtling des Glücks, welcher das Vergnügen als ſeine Pflicht betrachtete, er war ein Mann geworden, ſtark im Wollen und zart im Fühlen.

Dinge, die ihm sonst kaum einen Blick ablockten, gewannen dauernden Werth durch die Entfernung.

So liebte Raymond seine Schwester Marthe nie mehr, als wenn er fern von ihr weilte, Alles, was ihre allzu zärtliche Liebe in der Nähe Aufdringliches hatte, über dem Meer war es vergessen, und in seinen Gedanken malte er die Heimkehr nie anders aus, als im engen, traulichen Zusammenleben mit Marthe. Er war zu sehr ihr Schuldner, er hatte sein Leben lang zu viel von ihr empfangen, sich von ihr sorglos, leichtsinnig, gedankenlos lieben lassen, um sich nicht gestehen zu müssen, daß ihm diese starke Liebe so unverdient geworden, wie dem Wanderer der Klumpen Gold, an den sein Fuß im Gehen stößt; er sagte sich, daß diese selbstlose Liebe wohl werth sei, ihr den Rest seines Lebens zu weihen, aber er wußte, Marthe würde nie ein Opfer annehmen. Er entwarf hundert Pläne, wie er die Schwester über die Ursache seiner Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Schloß täuschen wollte, fürchtete aber schon vorher, daß seine Diplomatie zu fadenscheinig wäre, um Marthe zu überzeugen. Das Einzige, was sie wahrhaft überzeugt hätte, das wußte er, war ihm unmöglich. Wenigstens für jetzt. Er sagte es sich beinahe freudig.

Susannens Bild stand zwischen ihm und jeder andern Frau. Aber er hoffte nichts mehr von ihr. Die Einsamkeit läutert, wie das Unglück. Er war mit sich zu Gericht gegangen, und hatte Urtheil über sich gefällt. Die Marquise mußte ihn für einen kühnen

Frauenjäger halten, den blos der Widerstand reizt; noch jetzt erröthete er bei dem Gedanken, wie wenig Anlaß er gegeben, anders beurtheilt zu werden, und voll Ergebung senkte er das Haupt.

Das Frohlocken seiner Seele, als er Susannens Ring an die Lippen drückte, war bald nüchterner Ueberlegung gewichen.

Die Herzogin, so sagte er sich, hat meine Ungeschicklichkeit erfahren; sie ist eine Frau von Geist und Herz, als solche hat sie mich in dem belohnt, womit sie mich straft und mich bestraft, indem sie mich belohnt.

Der Ring kam von ihr, er war Susanne theuer — er dachte nie „die Marquise", nur immer „Susanne". Ich fand ihn und forderte mehr als mir gebührte; man war mir dankbar aber man vergaß, es durch ein kleines Zeichen zu beweisen. — Große Verlegenheit. Die Herzogin hat den Knoten durchhauen. Auf ihren Rath schickte man mir den Ring; Ursache und Folge, Anfang und Ende meines Romans — Indem man sich des Kleinods beraubte, zeigte man gleichzeitig — nichts sollte mehr an das Geschehene erinnern.

Der Ring lag nicht mehr an Raymond's Herzen, aber da er ihn an die Tage seines kurzen Rausches erinnerte, da sie ihn getragen hatte, so funkelte er jetzt an seinem Finger.

Das Schiff näherte sich der Küste. Der Tag war stürmisch, kalt und nebelig. Die Marseiller

fröſteln ſchon bei einem kühlen Hauch, ſie ſind weit mehr Kinder des Südens, als ihre Lage es bedingt. Die Sonne hat ſie verwöhnt, die Palmen haben es ihnen eingeredet. Sobald ein kalter Luftſtrom ſie berührt, ziehen ſie ſich frierend in die Häuſer zurück und hüllen ſich in warme Decken. Kein Wunder daher, wenn an dieſem nordiſchen Märztage der Hafen leer war. Leer im Verhältniß zu ſonnigen Tagen, wo es dann kaum einen Hafen der Welt giebt, der ein farbenreicheres, belebteres Bild bietet, als der Hafen von Marſeille. Man ſah nur Jene, die von den Abfällen des Treibens leben, die Hafenſchmarotzer, die keine warme Decke haben, die kein ſchützendes Dach beſitzen, und ſie riefen dem Schiff ihr Hurrah zu. Die Matroſen antworteten, die Kanonen grüßten dumpf, einige Vorübergehende blieben ſtehen, aber trotz alledem war es kein Empfang, der erfreut. Raymond dachte an den Abſchied vor zwei Jahren und mußte lächeln bei dem Vergleich.

Die Trennung von Frankreich brachte ihm eine verklärende Hoffnung und die Zukunft lächelte hold — das Wiederſehen war grau und blaß und traurig, hoffte er doch nicht — erwartete er doch nichts mehr.

Als Raymond auf dem Platze nach einem Wagen zum Hotel verlangte — am nächſten Morgen erſt wollte er weiterreiſen — näherte ſich ihm ein alter Mann, mit dem beſcheidenen, leiſen Tritt und dem aufmerkſamen Blick der Diener aus großen Häuſern. Ehrerbietig zog er den Hut und ſagte:

800470 A

„Ihr Wagen steht hier, Herr Graf von Villefranche.“

Raymond stutzte, aber sein nächster Gedanke war Marthe. Sie ist hier, ihre treue Liebe ist ihm entgegengeeilt. Er lächelt wehmüthig, wie arm ist doch, was er ihr bieten kann!

Der alte Diener hat das Gepäck bereits aufladen lassen, schon sitzt der Graf im Wagen und fährt durch die Straßen Marseilles. Im Weiterfahren lichtet sich seine Erinnerung. Er donnert dem Kutscher ein „Halt“ zu. Schon sind sie bei den Außenwerken der Stadt, dort wird Marthe schwerlich wohnen. Und dann — Raymond hat die Zeit bemessen, der Brief, welcher ihr seine Ankunft anzeigt, kann kaum noch in ihren Händen sein. Das Gesicht des Dieners aber ist ihm so bekannt. Der alte Mann erscheint beim Wagenfenster.

„Benoit“, ruft Villefranche, „sind Sie es nicht? Oder täusche ich mich?“ Und wie Benoit erfreut bejaht, erkundigt er sich eifrig nach der Herzogin und nach Oktave. Dann lehnt er sich zurück und sagt: „Nun begreife ich! Lassen Sie weiterfahren, Benoit, damit ich bald bei Ihrer Herrin sei!“

Der Wagen hält vor einer Gitterthür. Schlinggewächse winden sich um die eisernen Stäbe und hängen neugierig über die Gartenmauer. Durch die Stäbe im Hintergrunde des Gartens erblickt Raymond ein zierliches zweistöckiges Häuschen, mit grünem Laubwerk bedeckt. Einige Stufen führen hinauf, zwei marmorne Säulen

tragen den Balkon und beschützen die Eingangsthür. Die Fahrt muß lange gedauert haben, denn Raymond's Fuß schmerzt, wie er aussteigt. Die Luft hat sich verdunkelt; schon dämmert es und in den Fenstern neben dem Balkon glänzen Lichter. — Raymond geht langsam die Treppe hinauf. Benoit ist stumm wie das Grab, und das ganze Haus scheint in Schlaf versunken.

Schon hat Raymond eine Frage auf den Lippen, da hebt der Diener einen Vorhang, deutet auf die Thür dahinter und verschwindet. Der junge Mann tritt ein. Im Kamin brennt hell und lustig ein Feuer; auf der Sammtverkleidung vor dem Spiegel stehen zwei vielarmige Leuchter. Von dem vielen Licht auf einem Punkt fühlt sich Raymond heimisch angezogen, um so mehr als der übrige Theil des Gemachs in Dunkelheit getaucht ist.

Er wirft einen Blick in den Spiegel und weicht erschrocken zurück. Ein anderes Gesicht sieht ihm daraus entgegegen, und wie er sich umwendet, steht leibhaftig vor ihm: die Marquise von Chatillon. Seine erste Bewegung ist, sich zurückzuziehen, aber dann fühlt er, daß ihm die Röthe auf die Stirne steigt. Würde die Marquise nicht glauben, er habe sich abermals eingeschlichen?

All' sein Stolz bäumt sich auf bei dem Gedanken, er muß bleiben, um sich zu rechtfertigen. Benoit muß ihn irregeführt haben. Anstatt ihn in die Gemächer

der Herzogin zu leiten, hat er ihn zu Suſanne gewieſen. Doch wie kommt es, daß ſie wieder bei der Herzogin wohnt?

Er ringt nach Worten; und ſieht nicht, wie verlegen ſie ſelbſt iſt und mit welch' leuchtendem Ausdruck ihre Augen auf ihm ruhen.

Endlich ſagt er: „Benoit iſt ſchuld, er hat mich erwartet, er hat mich zur Herzogin, ſeiner Herrin, bringen wollen. Ich bin fremd hier, vor einer Stunde erſt bin ich an's Land geſtiegen, verzeihen Sie, Madame. Ich gehe jetzt zur Herzogin."

Seine Augen ſuchen die Thüre, doch ſeine Füße rühren ſich nicht.

„Die Herzogin wohnt nicht hier," antwortet leiſe die Marquiſe.

Raymond greift ſich an die Stirne.

„Wie iſt mir denn? — Benoit ſagte doch . . . ich verſtehe nicht . . . ‚zu meiner Gebieterin,' ſagte er . . . wäre es möglich . . . ſollten Sie? . . . Doch nein, nein, es kann nicht ſein. — Madame," fügte er mit gepreßter Stimme hinzu, „reißen Sie mich aus dieſer Ungewißheit, denn wahrlich — Sie ſpielen grauſam mit mir."

Ein Schluchzen unterbricht ihn. Suſanne iſt in einen Fauteuil zurückgeſunken, und indem ſie das Geſicht mit ihren Händen bedeckt weint ſie leiſe und heftig.

„Suſanne . . . Frau Marquiſe, beruhigen Sie ſich,

ich gehe ja schon, es war ein Irrthum, verzeihen Sie . . .“

Doch anstatt sich zu beruhigen, weint sie nur noch heftiger, und anstatt zu gehen, kniet er vor ihr, rathlos, hülflos und überselig. Endlich läßt sie die Hände sinken und erröthet, weil Raymond vor ihr kniet.

„Ja,“ sagt sie, „so mußte es kommen, zuerst trieb ich Sie von mir und dann, wenn ich . . .“

„Wenn Sie?“

„Wenn ich in namenloser Angst und Unruhe die zwei tödtlich langen Jahre Ihrer warte; dann, wenn ich Ihre Verzeihung erflehen will, dann wenden Sie sich stolz ab und mir bleibt ewig der Vorwurf meines Herzens.“

„Halten Sie ein, ich beschwöre Sie. Spielen Sie nicht ein zweites Mal mit mir. Sie brauchen keinen Vorwurf mit sich zu tragen, Frau Marquise, ich — habe Ihnen nichts zu verzeihen. Nicht Sie sind schuld, wenn ich Frankreich verließ. Sie gingen an mir vorüber, wie der Mahnruf meines bessern Ichs. — Den Ruf habe ich verstanden und bin ihm gefolgt. Ich war müde meines Lebens, ich verlangte nach besserem nach ernstlichem Streben, nach thätigem Ringen. Glauben Sie mir, ich bin genug und übergenug durch diese Minute für das Vergangene belohnt, denn wenn ich den Sinn Ihrer Worte recht verstehe, so, so . . .“

„Nun?“ frug sie aufhorchend.

„So liegt Ihnen etwas an meiner Freundschaft,“ sagte er, sich bezwingend.

„Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen. Noch glänzten ihre Augen feucht, aber schon theilten sich die Lippen zu einem berauschenden Lächeln. Er aber legte seine Hand nicht in die ihre. Wie war ihm denn? Welche Stimme sprach aus ihm? In welchem Wirbel drehten sich seine Gedanken?

„Nein," sagte er ernst und traurig, „so kann es nicht sein. Gebieten Sie über mich, befehlen Sie mir die Ausführung Ihrer leisesten Launen, aber verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe. Ich kann Sie nicht täuschen, ich . . ."

Er wollte aufstehen und sich entfernen.

Doch sie antwortete mit schüchternem Erröthen:

„Muß ich denn all' meinen Stolz beiseite lassen, stolzer Mann? Fühlen Sie es denn nicht, daß auch ich . . ." Sie unterbrach sich plötzlich, beugte sich gegen den jungen Mann und sagte lächelnd: „Küsse mich, Raymond!"

* * *

Benoit klopfte schon zum dritten Mal an die Thüre. Das Diner war fertig und noch immer erschien die Dame des Hauses nicht mit ihrem Gast. Den Beiden waren die Stunden zu Minuten geworden.

Raymond erfuhr, die Marquise habe den braven Benoit unter dem Vorwand von der Herzogin ausgebeten, daß er als alter Mann ihr Beschützer sein

könne, nachdem sie zum ersten Male ein alleinstehendes Haus bewohne, anstatt wie üblich ein elegantes Hotel.

„Benoit ist verschwiegen und kennt Sie. Seitdem Schiffe mit Soldaten aus Algier ankommen, fährt er des Morgens in den Hafen und kehrt Abends heim. Er hat diese letzten Wochen wenig Ruhe gehabt," sagte sie schelmisch, „aber nun wollen wir ihn ausruhen lassen."

„Das wollen wir," erwiederte Raymond, „und wenn die Herzogin einwilligt und es ihm recht ist, so soll er mit uns nach Puy-Verdon, wo wir ihm die Tage seines Alters zu glücklichen machen werden."

„Doch nun," sagte die Marquise, „müssen Sie mir erzählen. Sie sind mir zwei ganze Jahre schuldig und ich schenke Ihnen nicht einen Tag."

Raymond preßte sie an sich. Er hatte Alles vergessen. Für den Augenblick dachte er nichts, fühlte er nichts, wußte er nichts als das Eine: „Susanne liebte ihn." Der Ring gab nicht wenig Anlaß zum Gespräch. Sie schalt ihn, weil er nicht errieth, daß sie es war, die ihm denselben schickte und er erfuhr, der Ueberbringer sei jener Baptiste gewesen, dessen jüngstes Kind sie aus der Taufe hob und dessen Haus sie neu aufbaute. Da aber Raymond gestand, von Baptiste nichts zu wissen, so hörte er jetzt erst, die Herzogin habe ihm geschrieben und lange vergebens auf Antwort gewartet.

Dann sprachen sie von der Herzogin. Sie war wie gewöhnlich in Nizza. Oktave's geschah keine Er-

wähnung und obwohl Villefranche sich wegen seines unsinnigen Verdachts schalt, so freute es ihn doch, daß Susanne mit keinem Wort des schönen und begabten jungen Mannes gedachte.

Benoit schüttelte mehr als einmal den Kopf, währenddem er die Herrschaft bei Tische bediente.

Die Marquise aß und trank wie eine gewöhnliche Sterbliche, dazwischen plauderte und lächelte sie wie ein Engel.

Raymond begnügte sich, ihr zuzuhören und sie anzusehen.

Plötzlich schlug die Uhr Mitternacht.

Die Marquise erhob sich, läutete und sagte:

„Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht früher zu Bette schickte. Sie müssen müde sein."

„Susanne! Ein Soldat ist nie müde, schicken Sie mich nicht so früh fort; heute ist ja der Geburtstag unseres Glücks."

„Benoit," sagte die Marquise zu dem eintretenden Diener, „führen Sie den Herrn Grafen auf sein Zimmer."

Villefranche trat rasch dazwischen.

„Entschuldigen Sie, Madame, ich kann Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft nicht annehmen, mein Zimmer im Hotel ist bereits bestellt."

„Doch Ihr Gepäck ist hier."

„Es war ein Irrthum Benoit's."

„Sie werden doch nicht so spät und so weit . . ."

„Ein Soldat scheut weder Weg noch Stunde. Gestatten Sie nur, Frau Marquise, daß Benoit meine Handtasche aus dem Gepäck sucht und meine übrigen Habseligkeiten irgendwo hier unterbringt. Gehen Sie, mein Braver, und sorgen Sie für einen Träger."

Kaum hatte der Diener die Thüre geschlossen, als Villefranche auf zärtlichste Weise der Marquise Vorstellungen über ihre Unbesonnenheit machte.

„Ihr offener Blick war eine Frage.

„Darf ich meinen Freunden nicht Gastfreundschaft bieten?" sagte sie verwundert.

„Gewiß, nur dann nicht, wenn der Freund, welcher diese Nacht unter Ihrem Dache schlief, am nächsten Morgen Ihr Bräutigam heißt."

In Susannens Gesicht flammte es dunkel auf, dann lächelte sie. Sie mochte wohl das Einst und Jetzt vergleichen.

Dann schieden sie. —

Als sich am andern Morgen gegen elf Uhr der Graf von Villefranche bei seiner schönen Braut einfand, sagte sie: „Ich weiß nicht, ob es trotz alledem nicht besser gewesen wäre, Sie im Hause zu behalten, wenn auch die bösen Zungen darin Stoff für ihre müßiges Geschwätz gefunden hätten."

„Warum, Geliebte?"

„Warum? Der arme Benoit hat eine schlaflose Nacht gehabt. Kurz, nachdem er Sie der Obhut Martin's übergeben hatte, sah er einen Schatten um das Haus schleichen. Der Schatten verschwand, wenn Benoit sich

der Gitterthür näherte, aber sobald dieser von seinem Mansardenfenster die Gegend überschaute, tauchte der unheimliche Gast wieder auf. Natürlich gebrauchte Benoit die Vorsicht, das Licht auszulöschen, bevor er den Kopf zum Fenster hinausstreckte. Heute früh war es sein Erstes, mich von dem Ereigniß zu benachrichtigen. Auch meinte er, ich solle es Ihnen mittheilen. Was halten Sie davon?"

„Ich? . . ich meine, daß Sie viel zu lange Licht gebrannt haben, meine liebe Susanne, und wenn schon die Fliegen dem hellen Scheine zueilen, die Menschen noch weit mehr dem Feuerzauber Ihres Lichts erliegen."

„Also habe ich richtig errathen!" rief die Marquise; „armer Benoit, wüßtest Du!"

* * *

Acht Tage darauf ward die Marquise von Chatillon Gräfin von Villefranche.

Susanne hatte die Herzogin selbst zu dem feierlichen Akt aus Nizza geholt, denn sie gönnte es ihrer Feder nicht diese Freudenbotschaft der Tante mitzutheilen.

„Auch bin ich der guten Frau eine kleine Rücksicht schuldig, und da ich sie bitten will, die letzten Tage

meiner Freiheit" — hier sah sie Raymond schelmisch an — „mit mir zu theilen, so will ich selbst versuchen, ob ich sie dazu bewegen kann."

Die Herzogin kam allein. „Wozu Oktave in seiner Reise durch Italien stören?" sagte sie, es sei besser so.

Raymond sah seine Braut fragend an. Ihre Züge färbten sich für einen Moment, aber sie hielt seinen Blick aus. Und Raymond war zufrieden.

Die gute Marthe kam nicht zur Hochzeit. Keine Mutter konnte das Glück ihres Lieblings tiefer empfinden und heißere Segenswünsche für die Zukunft des jungen Paares vom Himmel erflehen, als Marthe. Ihr Brief war eine ganze Heimat, und Susanne liebte Raymond's Schwester, schon bevor sie dieselbe kannte.

Marthe schrieb, daß sie die Neuvermählten auf dem Schloß Villefranche zu Puy-Verdon erwarte, wo der Honigmond verlesen werden sollte. Ihre Aufgabe wäre es, das Schloß würdig zum Empfange der jungen Frau vorzubereiten.

So heirathete denn das Paar in aller Stille, früh Morgens in der Kapelle des kleinen Hauses, in welchem die Marquise wohnte. Es war eine Hochzeit ohne Thränen. Nur die Augen der Herzogin feuchteten sich bei dem Gedanken an Oktave.

Nach beendeter Ceremonie bestieg der überglückliche Raymond mit seiner schönen Frau den Reisewagen.

* * *

IX.

Die Abendglocken läuteten, als das junge Paar, etwa zehn Tage ſpäter in Puy-Verdon einfuhr.

Der letzte Reiſetag war ſo mild geweſen. Schon begann die Sonne nicht nur zu leuchten, ſondern auch zu erwärmen, ſchüchtern guckten zwiſchen dem dürftigen Graswuchs einige Blümchen hervor, und wenn die Vögel auch nicht tauſendſtimmig ſangen, ſo zwitſcherten die neugierigen Spatzen doch luſtig in die Welt hinein und eine einſame Amſel flötete ihr Lied. In der ſonnengetränkten Luft lag das ſüße Sehnen, das duftende Ahnen kommender ſchöner Frühlingstage. Darum zögerten auch die Beiden, den ſtillen, lieblichen Tag abzukürzen.

Villefranche ließ aus Rückſicht für ſeine Bauern langſam fahren, denn er ahnte die Dinge, welche bevorſtanden. Und ſie ſpielten ſich auch ganz programmmäßig ab. Die Schuljugend, welche Feiertag hatte, ſchrie Vivat aus vollem Halſe, ein kleines Mädchen überreichte der ſchönen Gräfin einen mächtigen Blumenſtrauß, der Maire ſammelte raſch die Brocken ſeiner Rede und war hocherfreut, als Raymond ihn verſicherte, er erinnere ihn durch Art und Vortrag an Thiers. Dann begrüßte der Pfarrer das Paar. Der Schulmeiſter konnte nicht unterlaſſen, orgineller als die Anderen zu ſein, indem er hoffte, daß der Ort bald

einem neuen Grafen zujubeln werde — Schulmeister haben gewöhnlich so viele Kinder und beschäftigen sich stets mit solchen, daß ihm leicht dieser Passus entschlüpfen konnte — wobei Susanne ihr Gesicht tief in die Blumen drückte.

Und nun fuhr der Wagen in den Schloßhof ein. Der Postillon schmetterte sein Lied; Susanne schaute erwartungsvoll ihr neues Heim. Umgeben von allen Dienern, stand Marthe im Hofe. Ihre Augen strahlten.

Sie hatte sich wohl auch ausgedacht, mit welchen Worten sie ihre neue Schwägerin begrüßen wollte, aber als Susanne aus dem Wagen stieg und fragte: „Wollen Sie mich auch ein wenig lieben, Marthe?“ da küßte sie statt aller Worte die junge Frau auf beide Wangen und griff rasch, um ihre Rührung zu verbergen, nach einem mächtigen Schlüsselbund, den ein Diener auf rothem Sammetpolster hinter ihr hertrug.

Aber Susanne, die bereits ihre Eigenthümlichkeiten kannte, ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Meine liebe Marthe, behalten Sie die Schlüssel und die liebgewordene Beschäftigung; unserem Hause kann es gewiß nur von Vortheil sein, wenn Sie nach wie vor darin schalten. Nicht wahr, Raymond?“

Doch dieser erwiederte ernst: „Marthe hat Recht. Du bist die Frau und Gebieterin, welche hier einzieht, und gewiß hat sie nicht ohne Ursache diesen Moment gewählt, um Dir des Hauses Schlüssel zu überreichen. Die Beamten und Diener unseres Hauses sehen seit zwanzig Jahren in Marthe die alleinige

Herrscherin; es sind alte Leute darunter, die ihr sehr zugethan. Jetzt hat Marthe ihnen aber gezeigt, wer mit den Schlüsseln des Hauses Scepter führt.

„Hier meine Freunde," sagte er, sich zu den Versammelten wendend, „stelle ich euch die Gräfin von Villefranche eure Herrin vor."

Die Vivatrufe begannen auf's Neue, währenddem das junge Paar, gefolgt von Marthe, das Schloß betrat.

Noch war der festliche Tag nicht zu Ende, so sehr die Beiden es auch gewünscht hätten.

Man hatte die ganze Nachbarschaft eingeladen. Zum ersten Mal seit drei Dezennien sah der Festsaal des Schlosses wieder Hunderte von Gästen versammelt.

Die Kronleuchter flammten, die Becher erklangen. Die Toaste jagten sich, geschäftig eilten die Diener hin und her. Aber das Schönste im Saale war die junge Frau, deren Lieblichkeit einstimmig als das Kostbarste des reichen Schlosses gepriesen wurde, und die in ihrem weißen Kleide, wie der königliche Schwan inmitten eines Gartens von buntfarbiger Blumenpracht, ruhig und hoheitsvoll die Wogen berauschender Luft zertheilte.

Die ländliche Musikkapelle spielte heitere Weisen und bei den Klängen drehten sich die Dorfbewohner im Schloßhofe.

Das rauſchende Feſt aber war nicht nach dem Geſchmack der Gefeierten.

Auf Suſannens blaſſer Schönheit lag ein Hauch von Ermüdung, der dem Auge des beſorgten Gatten nicht entging, und während die Gäſte von den Erkern, Thürmen, Fenſtern und Balkonen des alterthümlichen Schloſſes das Feuerwerk bewunderten, führte er ſeine Frau nach jenem Flügel des Schloſſes, wo ihre Zimmer lagen. Sie gingen durch eine Reihe koſtbar, jedoch mit ſolch' vollendetem Geſchmack eingerichtete Gemächer, daß ihre Koſtbarkeit ſich beſcheiden barg. Die Pariſer Dekorateure und Tapezierer, welche Marthe auf das Schloß berufen, hatten Außerordentliches in dem kurzen Zeitraum zweier Wochen geleiſtet.

Im Schlafzimmer jedoch hatten ſie ſich ſelbſt übertroffen. Es war ein Neſt von blauem Atlas und weißem Mouſſelin. An den herabgelaſſenen Vorhängen und Portièren aus ſchwerſtem Stoff, an der weichen Polſterung der Wände brach machtlos der Lärm der Außenwelt. Kein Laut, kein neugieriger Lichtſtrahl vermochte herein zu bringen, nur eine Ampel aus milchweißem Glaſe leuchtete in dieſer Kapelle der Liebe.

Dankbar ſah Suſanne ihren Gatten an, der, wie es oft geſchieht, dort erntete, wo Andere geſät hatten.

Ob er wohl ihren Blick den Pariſer Dekorateuren gegönnt hätte?

Noch wartete der Beiden eine Ueberraſchung in Geſtalt einer flache Kiſte, die auf einem der Tiſche lag.

„Für den Grafen und die Gräfin von Villefranche“ ſtand darauf und: „Nur von dem Grafen ſelbſt zu öffnen.“ — Hammer und Stemmeiſen lagen daneben bereit.

„Was meinſt Du, Geliebte, ſollen wir dieſe Arbeit Anderen überlaſſen?“ fragte Raymond. „Oder für morgen?“

„Laß uns heute noch ſehen, was es iſt,“ erwiderte Suſanne.

So griff er nach dem Werkzeug und enthüllte in wenigen Minuten das Geheimniß.

Ein Bild von Meiſterhand, von koſtbarem Schnitzwerk umrahmt. Im Thronſeſſel von alterthümlicher Pracht eine Frauengeſtalt. Auf ihrem Haar zittert ein goldnes Licht, das graue Auge ſchaut aus unergründlichen Tiefen, doch der Mund löſt anmuthsvoll das Räthſel ihrer Blicke. Die ſchmale linke Hand vergräbt ſich in die blauen Falten ihres Kleides, die Rechte ſtreckt ſie aus zum Empfangen. Ein Ritter kniet vor der Dame, er reicht ihr einen Kranz und der ſtolze Ausdruck ſeiner Züge ſagt es, wenn es nicht ſchon aus der vornehmen Haltung. aus dem freien Adel ſeiner Geberde klar geworden wäre, daß keine Macht der Welt ihn zur kniefälligen Stellung gebracht hätte, es ſei denn die mildeſte und ſtärkſte Macht zugleich: die Liebe.

Dem Rahmen war ein Blatt Papier angeheftet, darauf in großen, kapriziöſen Schriftzügen, geſchrieben ſtand:

„Der Maler Adrien dem Grafen und der Gräfin von Villefranche:

„Entweder als Bereicherung ihrer Ahnengallerie, denn es ist zu hoffen, daß sie dereinst auch zu den Ahnen ihrer Nachkommen gezählt werden, oder — wenn sie es vorziehen — als Memento einer Stunde, da Beide, um einander zu täuschen, es nicht verschmähten, Modelle eines Sklaven zu sein, — Sklaven der Kunst und der göttlichen Liebe!“

Der Gondolier.

. . . Wir ſtiegen hinab zur Piazzetta und ließen uns hinaus rudern gegen die Inſel der Armenier. Doppelt freuten wir uns des warmen Sonnentages voll Frühlingsduft, denn in der rauhen nordiſchen Heimath mochte noch manche Woche verrinnen, ehe es auch dort Frühling wurde. Wolkenlos blaute der Himmel hernieder. Lautlos geſchäftig glitten die Gondolas und Barchettas an einander vorbei, und in der dunklen Fluth ſpiegelten ſich ſtolz die marmornen Kirchen und Paläſte. Um deren Erker und Balkone trieben goldene Lichter ein Gaukelſpiel, an den Bogen hinüber, an den Säulen hinauf tanzten die Sonnenſtrahlen im vielfarbigen Geflimmer. Es war ein Schmeicheln und Huldigen, ein Sänftigen und Koſen in Meer und Luft, in Licht und Schatten, als wollten dieſe Vier in der träumenden Lagunenſtadt die Täuſchung feſtigen, noch ſei ſie Königin der Meere.

Es war der letzte Tag unſeres Verweilens auf italieniſchem Boden. War es das, was uns ernſt und

ſchweigſam machte? Oder waren wir nachdenklich geworden unter dem Eindruck dieſer unbelebten Pracht? Ernſt durch die Gedanken an die Vergänglichkeit menſchlicher Macht und Größe, — Gedanken, welche nirgends aufdringlicher das blühende Leben überſchatten als in Venedig.

Die ſtolze Braut der Adria iſt eine ſtille Todtenſtadt geworden; von den herrlichen Bauten löſt ſich ein Stein nach dem andern und verſinkt lautlos in's Meer, die einſt prachtdurchwallten Gemächer ſind verödet, die Thüre über der Rieſentreppe geſchloſſen für immer, die Nachkommen jener Venetianer, welche den Ruhm der Republik über alle Meere trugen, ein armes Volk von Schiffern!

Selbſt der Karneval iſt todt. Zwar lockt ſein Name noch immer die Fremden an. Aber anſtatt die große Vergangenheit, ſei es auch nur einen Augenblick lang, herauf zu beſchwören, verleiht er nur der Gegenwart einen noch armſeligeren Anſtrich. Voll Mitleids ſchaut man dieſe ſchäbige Pracht, dieſe erzwungene Luſtigkeit. Auf dem altberühmten Platz, angeſichts der Markuskirche, eingerahmt von den Arkaden der Prokuratien, wo ſonſt die ſtolze Patriziersfrau die Schleppe ihres Brokatkleides hinzog, wo der edle Venetianer im Gewühle unbemerkt der Dame ſeines Herzens zu nahen ſuchte, wo das Spiel der Intrigue hin und her wogte, wo gefangen im Netzwerk kluger Fragen ſich manches Geheimniß preisgab, gefährlich der Republik, todtbringend dem Unvorſichtigen, ſpazieren

zwei Dutzend Masken zwischen Hunderten von Fremden. Sprache und Bewegungen verrathen leicht, welche Klasse der Bevölkerung die Maskenfreiheit ausnützt. Dienstleute, die der geizigen Signora die Scheltworte des abgelaufenen Jahres heimzahlen, die dem Dienstherrn unter Gottes freiem Himmel all' jene Vertraulichkeiten aufzählen, welche nur für das stille Kämmerlein berechnet waren — Gesellen, die ihrem Meister die schmale Kost und reichen Prügel vor allen Lachern des Platzes vorwerfen — Frauen des Volkes, die ihren Gatten ein Schnippchen schlagen — Männer, die ihre Frauen unter der schützenden Maske beobachten wollen. Sogar die alte, schwarze Venetianer Sammetmaske, die Kinn und Mund freiließ, ist verschwunden und in eine abscheuliche Thierfratze ausgeartet. Der Karneval von Venedig ist eine Enttäuschung.

Wir waren froh, in die Gondel hinabzusteigen, deren felze — das Gondeldach — wir zurückließen. Das Geschrei hinter uns kräftigte die Ruhe auf dem Wasser, und daß es nicht allzu stille ward, dafür sorgte der Jüngere unserer Gondoliere. Er war für einen venetianischen Schiffmann mit seltener Sorgfalt gekleidet, so daß er zwischen den zerlumpten Gestalten der Piazzetta auf Eleganz Anspruch machen konnte. Die blank gewichsten Halbschuhe, in denen er sich graziös auf und nieder wiegte, so oft er das Ruder hob und senkte, das gestreifte Hemd, welches ein rothes Tuch um den Hals zusammenhielt, wie auch die bunte Schärpe um die Hüften bewiesen, daß er seinen Ruf als hübscher

Gondolier nicht leichtſinnig preisgab. Seine groß karrirten Beinkleider entſprachen dem Geſchmack des Landes, denn der Italiener von heute hat eine kindiſche Freude an grellen Farben und auffallenden Muſtern. Auf dem ſchwarzen Kraushaar Domenicho's ſaß ein weicher, breitkrämpiger Filzhut, ſchief und keck, wie es zu den dunklen Schelmenaugen paßte; Guthmüthigkeit und Schlauheit ſprachen aus dem Geſicht. Die Aermel hatte er bis über den Ellbogen aufgerollt, um freier rudern zu können, aber er hielt jeden Augenblick damit inne; unbekümmert darum, ob es in unſerem Wunſche lag, raſch vorwärts zu kommen. Für Menſchen, die ihr halbes Leben auf den Stufen der Piazzetta im Schatten eines Pfeilers verträumen, hat die Zeit eben keinen Werth. Fuhren Masken vorüber, ſo grüßte er ſie mit übermüthigem Lächeln, kam ein Schiffchen mit Frauen in unſere Nähe, ſo ſchwenkte er den Hut, begegneten wir einer Gondel, ſo ſchleuderte er ein Scherzwort in das dunkle Kämmerlein; fand aber ſeine verwegene Laune keinen Anlaß, ſich zu äußern, ſo ſchlug er jene lang gedehnten Töne an, voll wehmüthigen Jauchzens, voll ſchmerzvollen Glückes, wie ſie nur der venetianiſche Gondolier ausklingen läßt. Es verdroß Domenicho in ſeiner kräftigen, mittheilſamen Jugend, daß ſein Gefährte ſchwieg, und es währte nicht lange, ſo fing er an, den einſilbigen Kameraden zu hänſeln. In ſeinem Schelmendialekte frug er ihn, ob denn die Augen ſeiner Geliebten gar ſo ſchön ſeien, ihr Lächeln ſo lieblich und er durchaus als Muſter

der Treue in Venedig gelten wolle, wo das Meer so veränderlich sei wie die Frauen, und die Frauen trügerischer als das Meer.

Der Andere zuckte nur mit der Achsel, als wollte er sagen: das sind Narrenspossen für Kinder. Er war ein alter Mann. Die wettergebräunten Wangen, der gekrümmte Rücken, die geröthete Nase, das Haar, welches in grauen, wirren Strähnen unter einer Mütze von grünlicher Farbe hervorhing, die an verschimmeltes Brod gemahnte, die Bartstoppeln um Kinn und Wangen, die buschigen Augenbrauen, die Jacke mit ihren unzähligen Flicken gaben ihm den Ausdruck williger Vernachlässigung und unbeholfenen Trotzes gegen die bestehende Ordnung der Dinge.

Als der Alte schwieg, fragte ich Domenicho, ob er denn nicht bedaure, daß die Frauen nicht treu seien.

„Perchè Signor," erwiderte er, „man tröstet sich mit einer Andern."

Ueber diese Naivetät mußte ich lachen.

„So lange das Herz nicht spricht, mag das hingehen. Doch habe ich gehört, ihr Italiener handelt in diesem Punkte schlimmer als wir; uns Deutsche bringt der Gram über eine Untreue oft in's Grab, ihr Italiener aber tödtet die Ungetreue!"

Domenicho hob die Hand, dann senkte er sie in drei langsamen Absätzen, als duckte er Jemanden nieder.

„Nicht mehr, nicht mehr, lange schon nicht mehr. Wir tödten nicht und der Gram tödtet uns nicht. Warum auch? Die Welt ist schön, selbst für mich,

der ich nur ein armer Gondolier bin. Nicht wahr, mein Schatz!“ rief er einem Mädchen zu, daß in einem vorbeifahrenden Schifflein saß. Das Mädchen warf eine Blume herüber, sie schwamm am Wasser fort. „Du mußt besser zielen, willst Du mein Herz treffen!“ rief Domenicho. Dann drehte er sich zu mir. „Tödten, Eifersucht, das ist nicht meine Sache. Ich kann nur Eine nach der Andern küssen, die Donnas machen es mit uns auch so!“

Meine Gefährtin lachte herzlich.

„Ah, la Signora versteht unsere Sprache“, sagte Domenicho, und verneigte sich vor der Dame mit jener anmuthigen Grandezza, die das Volk in den romanischen Ländern auszeichnet; ein Lappen von der früheren Größe, den sie sich bewahrt haben. „Ja, wenn unsere Frauen blaue Augen hätten, aus denen man ihre Treue, ihre Aufrichtigkeit ablesen könnte! Aber die Augen unserer Frauen sind schwarz wie die Nacht, da ist es leicht zu irren.“

„Ihr seid ein lustiger Patron,“ rief ich, „der sein Leben genießt. Ihr tanzt wohl noch heute Abend?“

„Errathen, Signor. In einer Osteria an der Schiavoni will ich den Karneval beschließen. He, holla!“ rief er den alten Gondolier an, „und Du?“

Der Andere griff mit dem Ruder aus, daß das Schiff mit doppelter Geschwindigkeit hinflog, aber dem Spotte Domenicho's konnte er nicht entfliehen.

„Du hast wohl Eile, die Herrschaften zur Insel zu bringen, um dann zum Liebchen heim zu kommen?“

fragte er. „Geduld, amico; je länger die Fahrt, je größer la buona mano," zu Deutsch „das Trinkgeld".

Der Venetianer fordert es nach jeder Dienstleistung, sei sie auch noch so gut bezahlt, beinahe als Zehent von der geleisteten Zahlung, aber er fordert mit solch' gutmüthiger Zudringlichkeit, mit solch' kindlich flehendem Blick, er begnügt sich mit so Wenigem und ist dafür so dankbar, daß man diesen Tribut gern den Landessitten und der Armuth des Volkes gewährt.

„Povero", fuhr der Spötter fort, „er ist verliebt! Nicht wahr, sonderbar! Ist er doch nicht darnach, um den Weibern zu gefallen, und bei seinen Jahren — allein seine Geliebte gewinnt auch, je älter sie wird, und wollt' Ihr wissen, wie sie aussieht? Eccola Signor."

Der tolle Bursche bückte sich, tauchte seine Hand in's Wasser und hielt im nächsten Augenblick eine Weinflasche empor, die er im Vorbeischwimmen erspäht hatte. —

„Hier, Tito, sie ist Dir nachgeeilt."

Doch Tito schleuderte die Flasche mit einem Schlage des Ruders wieder in's Meer und wenig fehlte, so wäre ihr Domenicho nachgefolgt. Mühsam fand er das Gleichgewicht wieder. Das Schiffchen schaukelte bedenklich. Meine Begleiterin entfärbte sich. Domenicho aber ließ sich weder Aerger, noch Schrecken anmerken. Lächelnd kehrte er an seinen Platz zurück und sagte:

„Thu' doch nicht böse, Tito. Bist Du es doch nicht. Vielleicht wenn ich erst so alt bin wie Du —

verliebe ich mich auch — in die Flaſche. Chi lo sà? Jetzt aber bin ich jung, genieße das Leben und bedaure Dich. Wir ſagen in Venedig: Bon vin cativa testa*). — Povero è pazzo," dabei machte er eine nicht mißzuverſtehende Bewegung nach der Stirn, dann wiederholte er die Worte in allen Tonarten, achſelzuckend, lächelnd, überlegend, und zuletzt ſchallte es laut: „è pazzo, er iſt verrückt!" wie nach einer bekannten Melodie.

Ein leiſes Beben lief durch Tito's Körper, er hielt im Rudern inne und ſagte wie Einer, der nicht gewöhnt iſt, an die Feſtigkeit ſeines Urtheils zu glauben:

„Mir will ſcheinen, als ſeiſt Du der größere Narr von uns Beiden."

„Warum, Du Perle der Gondoliere?"

„Weil Du den Weibern nachläufſt und Dir einbildeſt, man liebe Dich, Deine ſchönen Augen, Deinen hellen Geſang, ſtatt deſſen liebt man nur Deine freigebige Hand, die bald Bänder, bald Korallen ſchenkt."

„Woher weißt Du das, Wunder der Lagune?"

„Ich bin auch einmal jung geweſen, ebenſo gläubig — nein, gläubiger als Du. Du liebſt die Weiber, ich liebte nur eine allein . . . aber wohl iſt mir erſt, ſeitdem ich den Troſt kenne, der aus der Flaſche ſpricht: El vin e'l late dei veci**)!"

---

*) Venetianiſcher Dialekt.

**) „Der Wein iſt die Milch der Alten."
(Venetianiſches Sprüchwort.)

Es schien, als bereue er seine Worte, er kehrte uns den Rücken und ruderte emsig weiter. Wie er dabei die Brauen tief über die Augen hinunter zog, erschienen die sonst stumpfen Züge voll wilden Trotzes.

„Ist denn der Tag der Wunder da?“ rief Domenicho. „Du hast geliebt und ließest Dich von uns Burschen necken mit Deinem Weiberhaß? Oder treibst Du einen Narrenscherz? Heute ist ja der Tag der Narren.“

„Der Narren wie Du. An einem Faschingsdienstag war's . . .“

Plötzlich hielt Tito inne. Seine Hand zeigte eine Barke, die in einiger Entfernung vorüberfuhr.

„Sieh' dort . . . dort . . . ihm nach . . .“ stammelte er. „Faschingsdienstag war's . . . so sah er aus . . .“

In plötzlicher Erregung schlug er dann die Hände vor's Gesicht, ließ sich auf den Boden der Gondel nieder und blieb still.

Wir sahen nichts Ungewöhnliches. Eine kleine Gesellschaft ließ sich der Piazzetta zurudern, und mit Vergnügen bemerkten wir einen österreichischen Offizier unter ihnen.

Schon waren wir der Insel San Lazaro nahe. Doch gab ich Domenicho ein Zeichen, uns weiter gegen den Lido hinaus zu führen. In das heitere Blau und Sonnengold war mit einem Male ein dunkler Ton gekommen; fast schien es, als sei die Lyrik unseres italienischen Aufenthalts auf ein Drama gestoßen. Wir

ſahen einander an, ehe wir jedoch ausſprachen, was wir uns von den Augen ablaſen, hatte ſich Tito wieder erhoben. Er ſeufzte tief, ſchob die Mütze zurück und fuhr mit der runzeligen Hand über die Stirn, auf welcher große Tropfen ſtanden, dann ballte er die Fauſt und fuhr damit mehrmals durch die Luft, als wäre ſie ein Hammer, mit dem er einen Gegner niederſtreckte. Dabei ſchrie er einmal um's andere: Ich haſſe die Oeſterreicher!"

Domenicho hörte den Zornesausbruch ſeines Kameraden ruhig an, dann erwiderte er:

„Jeder Italiener haßt die Fremdherrſchaft, ſei es nun Oeſterreicher oder Bourbone. Wir ſind ſie jetzt los, ſind frei und vereint, und giebt mir ein Oeſterreicher ein gutes Trinkgeld, ſo danke ich ihm."

„Und ich", rief Tito heftig, „ich würfe es ihm in das elende Geſicht, oder beſſer noch, ich führe ihn nicht, oder nein", ſetzte er finſter hinzu, „fahren würde ich ihn, aber an einſamer Stelle müßt' er da hinunter."

„Tito, was ſollen die Herrſchaften von Dir denken."

Der junge Schiffer hatte entſchieden einen praktiſchen Blick. Wieder nahm der Alte jenen Ausdruck von Unbeholfenheit, ja Verlegenheit an, den ich ſchon mehrmals an ihm bemerkt hatte."

„Du haſt uns ſchon zwei Mal erſchreckt, Tito", ſagte ich, „ſollen wir nicht glauben, daß dies abſichtlich geſchah, ſo erzähle, warum Du die Oeſterreicher ſo ſehr

haſſeſt, dann ſollſt Du eine Flaſche vom beſten Marſala haben."

Mit einer Würde, als hätte Venedig ihm ſoeben den Dogenmantel umgehängt, erwiederte Tito:

„Signor, ich bin nicht böſer Art. Ihr würdet ſonſt Euren Antrag bereuen. Meine Kameraden dürfen mich necken, dafür ſind ſie auch wieder gut, laſſen mich was verdienen; — — aber was berechtigt Euch, mir Geld für meinen Schmerz zu bieten?"

„Du haſt Unrecht, mein Freund", ſagte meine Gefährtin auf Italieniſch, „Tito zum Erzählen aufzufordern und Domenicho thut nicht gut zu verſpotten, was er nicht kennt und was dereinſt gewiß viel Herzeleid und Kummer über Tito gebracht hat."

Dann wendete ſie ſich zu dem Alten:

„Glaubt nicht, daß bloße Neugier uns fragen macht. Vielleicht iſt es der Wille zu tröſten, zu helfen, ein Wunſch, welcher die fremdeſten Menſchen einander näher bringt."

Der muſikaliſche Ton ihrer Stimme, die ſanften Worte trafen den Italiener. Indem er ſein Mützchen mehr herunterſchob als abnahm, erwiederte er:

„Sie ſind gütig, Signora, und was Sie ſprechen, thut mir wohl. Ich ſah, wie Sie ſich vorhin entfärbten, ich habe Sie erſchreckt. Sie verſpotten mich nicht, Sie wollen auch nicht zum Zeitvertreib meine Geſchichte hören; Sie bieten mir kein Geld, Ihnen will ich ſie erzählen. Sie ſollen nicht glauben, der Tito ſei pazzo. Domenicho aber mag daraus lernen!"

Wie sich der Alte vor der Abfahrt an unsere Gondel herandrängte und der schmucke Domenicho gleichsam beschützend zu ihm sagte: „Nun ja, Du sollst mit“, da hätten wir Alles eher vermuthet, als daß dieser anscheinend geistig und körperlich herabgekommene Mensch uns so lebhaft interessiren würde.

Ein feinfühlendes Herz schien da vom Geschick tödtlich verletzt worden zu sein, denn nur der tief lieben kann, vermag so zu hassen.

* * *

Tito begann:

„Ich bin mein Leben lang Gondolier gewesen, hätte ich Matrose auf einem großen Schiff werden wollen, ich hätte vielleicht mein Glück gemacht. Aber der Tag, an dem ich die Sonne nicht in Venedig aufgehen sah, wäre mir wie mein Sterbetag erschienen.

„Ich liebte den Glockenklang von San Marco's Thurm, ich liebte unsere Kirchen, die Säulen eines jeden Palazzo's, das Meer unserer Lagunen. Mehr als das Alles aber liebte ich Ninetta. Schlank war sie, und dunkeläugig, tanzen und singen konnte sie, wie keine außer ihr. Sie war mein Alles. Die Madonna wird nicht heiliger verehrt, nicht gläubiger angebetet. Vater und Mutter habe ich nie gekannt, Geschwister hatte ich nicht. Das Mitleid Anderer zog mich groß. Sie aber hatte Eltern und Brüder, doch litt es sie nicht daheim. Sie haßte die Enge und Aermlichkeit des elterlichen

Hauſes — es waren Fiſchersleute, Signora; — und ſo ſaß ſie lieber auf den Stufen der Piazzetta, beſah die vornehmen Leute, die in die Gondeln ſtiegen, oder lehnte Stunden lang unter den Arkaden und muſterte die noblen Fremden. Dann traf ich ſie nach Sonnenuntergang bei der Kirche Santa Maria Formoſa, wo ſie ſtets ihre Abendandacht verrichtete, dort war ſie getauft worden und glaubte, die Madonna der Formoſa ſei ihr beſonders gnädig. Mit glühenden Wangen ſchilderte ſie was ſie geſehen, ſeufzte wohl auch, ſtampfte mit dem Füßchen und fragte mit heißem Athem, warum ſie in Lumpen ginge und nicht auch ſeidene Kleider und Perlenſchnüre hätte? Ihr Zorn demüthigte mich. Warum verdiente ich nicht ſo viel, um ihre Wünſche zu erfüllen? Ihre Erbitterung theilte ſich mir mit. Was hatte ſie verſchuldet, daß ſie arm ſein mußte? Doch eines Tages ſagte ich ihr, wenn man arm ſei, müſſe man arbeiten, und ſo könne man vielleicht reich werden. „Vater und Mutter ſagen das auch. Die Mutter zankt, der Vater hat mich ſogar geſchlagen, die Brüder haben für mich nur böſe Worte, aber ſoll ich auch noch Licht und Luft entbehren? Soll ich nicht mehr am Piazzo ſpazieren dürfen und wie jene Hunderte von Unglücklichen Cigarren in der Fabrik drehen, oder in Murano Perlen aufreihen? Und das räthſt Du mir, Du, der vorgiebt, mein Freund zu ſein?“

„Ich that Alles, um ſie zu beſchwichtigen, aber ſie redete ſich nur mehr in den Zorn hinein, legte ſchließlich die Hände vor die kleinen Ohren und lief davon.

„Am nächſten Tage erwartete ich ſie vergebens zur gewohnten Stunde, am gewohnten Ort. Sonſt pflegte ſie pünktlich zu erſcheinen; hatte ſie doch ſelbſt Zeit und Platz beſtimmt. Würde ſie mir in Gegenwart der Verwandten ihr Herz ausgeſchüttet haben, ſo wäre der Spott nicht ausgeblieben. Deshalb ſollte ich ſie nach dem Aveläuten ſtets erwarten. Als Kinder hatten wir mit einander geſpielt, jetzt plauderten wir in der Abendſtunde. Ich liebte ſie wahnſinnig, aber ich wagte nie, es ihr zu geſtehen. Wohl war ſie armer Leute Kind, gleich mir, aber ſo hochmüthig und ſo ſchön, daß ich fürchtete, lächerlich zu erſcheinen. Ich begnügte mich damit, ihr Tröſter zu ſein. Mehr Ehrfurcht konnte man nicht vor der Dogareſſa haben. Alle ihre Thorheiten hieß ich gut, ich war der Sklave, ſie die Herrin. Glaubt nicht, Signora, daß ich damals Alles ſo richtig auszudrücken vermochte — heute kann ich es. Wie ſie mich warten ließ und warten und immer nicht kam, ward mir ganz erbärmlich zu Muthe. Ich hielt ein rothes Band in der Hand, womit ich Ninetta überraſchen gewollt. Als ich um die Tagesmitte meine Schüſſel Makkaroni in der Gondola kochte, kam ein Händler zu mir, der Knöpfe, Wachshölzchen, Bänder feilbot. Das helle Roth lockte mich, und ihn die Makkaroni, — wir tauſchten. Eine Mahlzeit mehr oder weniger, wer fühlt das, wenn man zwanzig Jahre zählt und die Augen der Geliebten freudig aufleuchten. — Sie kam noch immer nicht. Es ward ſpät; endlich entfernte ich mich zögernd. Da fiel mir ein, ob ich Ninetta nicht am Markusplatz finden würde; dort ſpielte die

Regimentsmusik schmetternde Weisen, — sie liebte zuzuhören. — Und wirklich sehe ich mein Mädchen leichtfüßig und lächelnd zwischen den Gruppen daher kommen. Wie ist sie aufgeputzt! Eine Schnur Korallen um den Hals, lange, goldene Ringe in den kleinen Ohren, im dunklen Haar stecken goldene Nadeln, ihr Kleid von rauschender Seide. Aller Augen folgten ihr, und ihr Lächeln wurde noch heller; mich aber packte die Eifersucht, und als Ninetta Sträußchen zum Verkaufe ausbot, wurde ich vollends wüthend. Man drängte sich um sie, man riß ihr die Blumen förmlich aus den Händen, in wenigen Augenblicken ward ihr Korb leer. Unsere Blumenmädchen kannte man nur zu gut. Sie boten mit den Blumen auch ihre Reize aus. Darum gerann mir das Blut, wie ich Ninetta als solche sah.

„Rasch ging ich auf sie zu, ergriff ihren Arm und zog sie in ein benachbartes Gäßchen der Merceria. Die Läden der Goldschmiede in dem Gäßchen waren geschlossen, nur eine Laterne brannte ruhig, wir waren einsam; doch die Erbitterung schnürte mir die Kehle zu, so daß ich keinen Laut hervorbrachte. Zornig riß ich ihr den Korb vom Arm. Sie zog die Brauen zusammen — noch sehe ich die Falte zwischen den Augen — und sagte ruhig:

„‚Nun Tito? Was soll's?'

„Wie das zugeht, weiß ich noch heute nicht, aber sobald mich der Zorn verläßt, ist auch alle Festigkeit

dahin. Das habe ich mein Lebenlang erfahren. Jeder Entſchluß hielt, ſo lange ich zornig war; war der Zorn verraucht, ſo war ich rathlos. Nun gar damals als Ninetta grollte. Wie ſie mich ſo finſter und herausfordernd anſah, ſchämte ich mich auf einmal, gleich einem Kinde, das man bei einem tollen Streich ertappt; und vergeſſen war, was ich ihr hatte ſagen wollen.

„Sie ſchob den Aermel ihres Jäckchens zurück. Um das Handgelenk lief ein rother Streifen.

„‚Das haſt Du gethan', ſagte ſie, ‚Du, der nun die Sprache verloren hat, wie er vorhin die Beſinnung verlor. Wer giebt Dir ein Recht, mich wegzuziehen vom Platz, als ſei ich Dein Eigenthum. Sprich!'.

„Sie bückte ſich, um den Korb aufzuheben; ich ſetzte den Fuß darauf.

„‚Muß man ein Recht haben, um Dich zu warnen?' ſagte ich endlich. ‚Du weißt es vielleicht nicht, wer da auf dem Platze Blumen verkauft und wem Du Dich zugeſellſt. Nicht nur ihre Blumen, auch ihre Blicke, ihr Lächeln iſt käuflich, Unſchuld und Tugend ſind längſt von ihnen geflohen . . .'

„Sie ſah mit zurückgebeugtem Kopfe auf mich und unterbrach mich mit den Worten:

„‚Gieb meine Hand frei.'

„‚Nicht eher, als bis Du mir ſagſt, daß Du keine Blumen mehr verkaufen wirſt, — woher Du dieſe Gewänder haſt — ob Du mir nicht mehr zürnſt. . .'

„‚Zu viele Fragen auf einmal,' erwiederte ſie und ſah die Gaſſe hinauf. Ich ließ ihre Hand los.

„‚Du bist schön, Ninetta,‘ sagte ich, ‚bist jung und liebst den Glanz . . .‘

„‚Nun?‘ fragte sie, ‚sind das Verbrechen?‘

„Als ich schwieg, sprach sie weiter:

„‚Die Eltern nannten mich oft ein faules Ding, weil ich im Haus nicht mithelfe, noch was verdiene, und nun, wo La Conca*) mir dazu verhilft . . .‘

„Entsetzt hieß ich sie schweigen. La Conca war ein Frauenzimmer, von Allen gekannt, von Jedem gemieden. Ob sie so hieß, weil Kinn und Nase sich wie die zwei Schalen einer Muschel berührten, oder weil sie, ängstlich wie die Muschel, ihren Schatz verschloß, — ich weiß es nicht. Wer weiß, ob sie überhaupt einen christlichen Namen hatte und ob sie nicht deßhalb so verlassen war, weil sie keinen Schutzheiligene gehabt hat. Sie lieh herrliche Gewänder und ging in Fetzn gehüllt, sie bewohnte eine elende Kammer in einem Palazzo, der ihr Eigenthum war; nie sah ein Armer die Farbe ihres Geldes. Wem sie früh morgens als die Erste begegnete, der bekreuzigte sich, damit er das Malocchio von sich wende, doch hieß es wieder, sie besäße Zaubermitttel, um jede Krankheit zu heilen. Einst soll sie schön gewesen sein, jetzt hatte ihr Gesicht zahllose Runzeln, aus denen die stechenden Augen böse in die Welt sahen und als wüßte sie das, so bemühte sie sich, die Leute durch Schmeichelworte zu gewinnen. Wehe dem, der sich fangen ließ. Sie war wie das tiefe Meer, das nichts

*) Die Muschel.

wieder giebt, was einmal hinunter ist. Zum Karneval lieh sie Maskengewänder, zu allen Zeiten Geld zu Wucherzinsen und alle Dirnen der Stadt grüßten sie. Daher begreift man, wenn ich Ninetta mit Schaudern frug, ob sie denn vergessen, daß an diesen Gewändern die Sünde hafte und wer La Conca sei?

„Alles, was ich vorbrachte, war umsonst. Ninetta erwiederte eifrig: wir seien Alle Narren; als sie vor meiner schönen Predigt am vergangenen Abend davonlief, wäre ihr La Conca begegnet, habe sie mit dem Krückstock aufgehalten und gesagt, sie solle mit ihr kommen. ‚Du bist zu schön für diese elenden Lumpen, Figlietta.‘ — Die Alte versprach, sie zu kleiden, daß sie gleich der Sonne strahle, nur möge Ninetta, wenn ihr Glück erst gemacht sei, der armen Conca gedenken. Sie müsse die Kleider stets abliefern, bevor sie nach Hause ginge, Korb und Blumen habe ihr die Alte geborgt und den Gewinn müsse sie mit ihr theilen. Heut' wird sie wohl damit zufrieden sein,‘ schloß Ninetta selbstgefällig.

„Ich bat, ich beschwor sie, sofort die Kleider zurückzugeben, aber Ninetta hatte nur höhnische Worte für mich. Es sei noch lange Zeit, warum ich ihr Vergnügen störe, was ich überhaupt da mache, ob ich ihr Hüter sei und Aehnliches mehr. Der Zorn übermannte mich, ich drohte, den Eltern und Brüdern zu verrathen, mit wem sie Freundschaft geschlossen, und der Conca meine Faust fühlen zu lassen. Ninetta erschrak; mehr noch als das Aufsehen fürchtete sie die Brüder. Gefügig

schritt sie nun neben mir her. Beim Haus der Alten drückte ich ihr das Leihgeld für den Sündentrödel in die Hand und wartete, bis sie in ihren alten Kleidern herauskam. Ich hatte sie gezwungen, den ganzen Erlös ihrer Blumen abzugeben. Wie ich sie nun so blaß vom verhaltenen Aerger sah, fiel mir das rothe Band erst ein. Das bot ich ihr.

„‚Behalte es nur!‘ sagte sie trotzig. ‚Würde ich es in meine Zöpfe flechten, so müßte ich sie unter einem Tuch verstecken, und wenn niemand das Band sieht, so habe ich keine Freude dran.‘

„Wir waren vor dem Häuschen angelangt, welches sie bewohnte. Ninetta zog einen Schlüssel aus dem Mieder und ging hinein, ohne mir nur ein Wort zu sagen. Das rothe Band hielt ich noch immer. Nach einer Weile kam sie heraus, trat nahe an's Wasser und sah zu den Sternen auf. Es war eine helle Nacht, die Spitzbübin mußte mich ganz gut sehen. Sie kannte mein zaghaftes Herz. Endlich schämte ich mich, so wie ein abgewiesener Bettler dazustehen.

„‚Willst Du das Band nicht, so schenke ich es morgen der ersten Armen, die ich treffe.‘

„Sie nahm es und band es um den Kopf; die Flechten hingen ihr über den Rücken.

„‚Der Vater und die Brüder sind wohl noch nicht daheim?‘

„Sie machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

„‚Und die Mutter?‘

„‚Wacht bei einer Kranken.‘

„‚Fürchteſt Du Dich nicht allein?‘

„Sie lachte hell auf.

„‚Willſt Du mir Angſt machen? Ich fürchte mich nicht, ſelbſt in der dunkelſten Nacht auf der Straße nicht.‘

„‚Langweilſt Du Dich nicht allein?‘

„‚Wie ſonderbar Du fragſt! Nein, ich langweile mich nicht. Ich ſinge, wenn ich allein bin, ich ſehe in den Spiegel oder ich wünſche mir. . .‘

„‚Was, Ninetta?‘

„‚Weißt Du es nicht längſt?‘

„‚Ich Armer,‘ entfuhr mir unwillkürlich.

„‚Biſt Du heut ärmer wie ſonſt?‘

„Da hielt ich mich nicht länger und rief:

„‚Ja, denn ich zweifle, daß Du je mein Weib wirſt.‘

„‚Und Du haſt daran gedacht?‘

„‚Es war ja mein einziges Glück.‘

„‚Das alſo war Deine Freundſchaft, deßhalb Deine Wachſamkeit, Dein Nachſpüren, Deine Drohung. Deßhalb mußte ich die Kleider zurückgeben. Biſt Du toll, Tito? Ich Dein Weib? Soll ich vielleicht in kalten Nächten auf den Kirchenſtufen ſchlafen? Soll ich meine Hand den Vorübergehenden ausſtrecken, um zu betteln? Wir ſind Beide arm, aber ein Dach über'm Kopf, ein Kämmerchen hab' ich ſchon jetzt. Und nur dem will ich angehören, der mir ein ſeidenes Hochzeitskleid und eine goldene Kette kauft, der eine Uniform trägt, eine Stelle hat und ein Häuschen ſein nennt. Biſt Du

Derjenige, ſo magſt Du wieder anfragen, ob ich Dein Weib werden will, Du eiferſüchtiger Narr!'

„Damit eilte ſie ins Haus und riegelte die Thür hinter ſich zu. Ich hörte ſie einen übermüthigen Ritornell anſtimmen, mit dem die Mädchen die verliebten Burſchen necken:

„L'amor del mariner no dura un' ora,
Per tutto do ch'el va, lu s'inamora
E se l'amor del mariner durasse
No ghe sarave amor che ghe impatasse!*)

„Aerger und Scham ſchüttelten mich, ihr Spott ſchmerzte tief, der Hunger nagte an mir und doch wich ich nicht von der Stelle. Was ich aber am tiefſten empfand, das waren meine thörichten Worte. Sie hatte ja Recht! Wie konnte ich daran denken, eine ſolche Schönheit zu nehmen! Und doch war ich beinahe wahnſinnig vor Liebe und Verlangen. Ninetta mußte mein werden. Aber wie? Vielleicht half die Madonna, die ſo mild und wunderthätig, wenn ich mich vor ihr niederwürfe? Vielleicht wußte La Conca Rath. Die Alte? Wie würde Ninetta höhniſch lachen, wüßte ſie, an wen ich in meinem Wahnſinn dachte.

---

*) Matroſenlieb', die währt nur eine Stund',
Ein jedes Mädel macht das Herz ihm wund.
Ja, wär' Matroſenliebe von Beſtand,
Es wär' ihr keine gleich im ganzen Land!
(Venetianiſches Volkslied.)

„Aber ich that nichts von dem Allen, ich kauerte in einem Winkel — es kümmerte mich wenig, ob ich in dieſem oder in einem andern die Nacht verbrachte — das Haus, in dem Ninetta ſchlief, behielt ich feſt im Auge und ſchwor mir zu, mein mußte ſie werden und müßt' ich auch deßhalb ein Verbrechen begehen.

„Ein kalter Schauer rüttelte mich auf, ich hatte wahrhaftig geſchlafen. Schon erbleichten die Sterne vor dem hellen Streifen im Oſten, der zwiſchen Meer und Himmel lag. Ich wickelte mich feſt in meinen Mantel und eilte weg. Die Stunde war einſam. Nur unter den Bogen der Brücken, unter den Pfeilern der Kirchen lag manch' armer Teufel und ſchlief. Ich ſah es im Halbdunkel. Kein Laut war hörbar als das Sauſen des Frühwindes, er weckte die Wellen und wiegte die Schiffe an ihren Ketten hin und her.

Wie ich ſo an der Schiavoni weiter eilte, war mir's, als ſei ich kleiner geworden in dieſer Nacht. Nur mein Hunger war rieſig groß; — ich hoffte noch irgendwo eine Oſteria offen zu finden."

An einer einſamen Stelle fiel heller Lichtſchein über meinen Weg. Er kam aus hohen Bogenfenſtern. Ich kannte den Palozzo — es war ein Spielhaus. Eine Geſellſchaft junger Leute trat eben auf den Balkon, ſie ſprachen laut und aufgeregt und umringten einen ſchlank gewachſenen Offizier, welcher am Geländer lehnte.

Er mochte hoch geſpielt und viel gewonnen haben,

denn einer seiner Kameraden meinte, es sei wie ein Zauber, was Alles das Geschick diesem Riccardo schenke: Schönheit und Jugend, Frauenliebe, Reichthum und Rang und einen gütigen Stern.

„Der, von dem sie sprachen, beugte sich über die Brüstung des Balkons, wies mit der Hand gegen das Meer und unterbrach das Gerede damit: bald werde es Tag, in einer Stunde habe er Dienst, wenn es den Herren beliebe, so fänden sie sich zu mezza notte wieder zusammen; das Glück sei rund und er könne das Rad nicht aufhalten. Man verabschiedete sich und dann kamen die Herren sporenklirrend die Marmortreppe herunter.

„Ich drückte mich in einen Winkel und wartete im Schatten, bis sich die Gesellschaft trennte.

„Der, den sie Riccardo genannt, schlug trällernd ein Liedchen an, das er uns Venetianern abgelauscht hatte. Das schmale Gäßchen, welches er allein durchschritt, führte in ein Gewirr noch schmälerer und dunklerer Gäßchen — wir nennen sie calle. Ich kannte ihn wohl. Es war ein schöner Herr Offizier, sorglos, verschwenderisch und in Venedig als Glückskind verschrieen.

„Es war, als riefe mir einer zu: ‚Nimm ihm von dem Gelde, das er Anderen abgewonnen hat!‘, immer lauter, immer befehlender hört' ich's, und ehe ich überlegte, war ich auch schon hinter ihm her, zum Raub entschlossen.

„Noch war das Gäßchen dämmerig und verlassen.“

„Als Signor Riccardo mich laufen hörte, hielt er. Was wollte der Mensch da hinter? Schon war ich nahe, jetzt nur mehr zehn Schritte entfernt, nun mußte ihn mein Arm erreichen, wie ich aber die Hand nach ihm ausstreckte — trat ich auf eine Pomeranzenschale und lag am Boden. — Signor Riccardo beugte sich über mich und sagte freundlich: das käme vom Laufen. Dann half er mir auf, sah mich von oben bis unten an, drückte mir eine gefüllte Börse in die Hand mit den Worten: ‚Die kommt an den Rechten, ich hatte Glück heut' Nacht, mögen auch Dir die Dukaten Glück bringen‘, und verschwand in der nächsten Calle, ehe ich nur den Mund öffnen konnte.

„Ich glaubte zu träumen; ich schüttelte die Börse, daß die Goldstücke klangen. Es war kein Traum: Der, den ich berauben wollte, hatte mich reich beschenkt.“

Tito schwieg.

Domenicho aber rief:

„Che brav' giovanotto.“

Der Alte gab keine Antwort und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Das Gewissen sprach zu lebhaft in mir. Um die Mittagszeit, als ich wußte, daß der Graf dienstfrei sei, suchte ich ihn auf. Jedes Kind in Venedig kannte den schönen, freigebigen Mann; meine Lumpen stimmten wenig zu der Pracht, die ihn umgab. Als ich die Börse mit den Dukaten auf den Tisch legte, sah er verwundert auf, überlegte ein wenig und sagte:

„‚Wenn ich mich nicht täusche, haben wir uns heute früh gesehen. Du irrst, wenn Du glaubst, ich hätte die Börse verloren; ich habe sie Dir geschenkt.‘“

„‚Ich weiß es, Signor Conte, aber ich darf das Geld nicht behalten.‘

„‚Und warum nicht. Warst Du bei der Frühmesse in der Gesuiti und hat es Dir Dein Beichtvater verboten?‘

„‚Nein, Signor. Ich habe mich schlecht ausgedrückt; ich kann das Geld nicht behalten.‘

„‚Per Bacco. Und warum nicht? Brennt es Dich an den Fingern?‘

„‚Ich mag es nicht.‘

„‚Sapperlot‘, sagte er plötzlich. ‚Dacht‘ ich doch nicht, daß Du zu stolz wärst, es anzunehmen. Im Gegentheil, mir schien, als könntest Du es recht gut brauchen?‘

Ich schwieg, denn die bösen Gedanken der Nacht wollte ich doch nicht verrathen.

„Der Graf sprach weiter:

„‚Du bist stolz. Ich bin es auch. Ich nehme nie ein Wort noch eine Gabe zurück. Willst Du das Gold nicht, so soll es da hinunter.‘ Er öffnete das Fenster, welches auf den Canale grande führte. Doch besann er sich wieder und fragte lächelnd: ‚Warum magst Du es denn nicht? Vielleicht weil ich ein Austriaco bin? Bin deshalb doch ein guter Kerl. Ueberleg's. Schau', hast vielleicht einen frischen Schatz und kaufst ihm ein paar Ohrringe dafür?“

„Mir wurden die Augen naß. Ninetta ſtand vor mir, noch klangen ihre Worte in meinen Ohren, das Glück bot ſich dar und ich war nicht ſtark genug, es nochmals abzuweiſen.

„Als Signor Riccardo wieder fragte: ‚Sollen die Dukaten da hinunter?‘ ſagte ich: ‚Ihr habt Recht und ich hab's überlegt. So danke ich Euch denn und wo und wann immer Ihr den Tito braucht — zählt auf ihn!‘

„‚Das iſt ein Wort, wie ich es liebe!‘ rief der Graf, dabei ſchlug er mir auf die Achſel und ſah mir ſo hell und gut in die Augen, daß ſich die meinen beſchämt ſenkten.

„Jetzt eilte ich zu Ninetta. Sie war nicht zu Hauſe, aber ihre Mutter ſaß am Fenſter. Die Frau, bei der ſie Nachts gewacht hatte, war geſtorben. Nun reihte die Alte gleichgültig kleine Muſcheln — Fiori de mare — zwiſchen Glasperlen zu einem Halsband, wie ſolche unſere Frauen den Fremden anbieten.

„Schweigend ſchüttete ich die Dukaten auf den Tiſch; die Frau ſchlug die Hände zuſammen und fragte, was das bedeute, ob ich das große Loos gezogen hätte? Dann zählten. wir Es brauchte lange, bis wir wußten, wie reich ich ſei, denn weder die Alte noch ich hatten jemals ſo hoch in die Zahlen hinauf gemußt. Es war eine große Summe, mehr als ich brauchte, um meinen Hausſtand zu begründen, genug, um mich zum wohlhabenden Mann zu machen. Eben als ich zu erzählen begann, woher, wieſo mir das Glück gekommen, trat

Ninetta ein Anfangs wollte sie gar nicht glauben, daß all' das Glänzende, Klingende mein sei; wohl dreimal mußte ich die ganze Geschichte wiederholen. Welch' böse Gedanken ich gehabt, verschwieg ich natürlich und auch, daß ich diesen Schatz zuerst zurückgewiesen. Ninetta fragte viel nach dem Offizier Ich pries seine schöne Gestalt, ich lobte seine freigebige Hand, ich wiederholte seine gütigen Worte. Das Mädchen saß, hatte die Ellbogen auf die Kniee gestützt, den Kopf in die Händegelegt, das große, finstere Auge ruhte unverwandt auf mir und las mir die Worte förmlich vom Munde ab.

„‚Du warst gestern böse, Ninetta, zornig über meine Kühnheit. Was gestern unmöglich schien, dies Gold macht es wahr. Weißt Du noch, was Du verlangt hast und was Du dafür versprachst?'

„‚Ich weiß es, Tito.'

„‚Und?'

„‚Und es bleibt dabei!"

„Ich wäre ihr gern um den Hals gefallen, allein sie war schon in der Küche und hatte die Thür hinter sich zugeriegelt. Da mein Herz aber Luft haben mußte, so küßte ich Mona Teresa herzhaft ab, die verwundert drein schaute.. Dann eilte ich davon, eine goldene Kette und Granatengehänge für Ninetta zu kaufen.

„Man beneidete mich nicht wenig, als sich die Kunde von dem Vorfall verbreitete. Man drängte sich an mich heran, von allen Seiten wurde ich beglückwünscht, ein Jeder wollte mein Freund sein, und gar die Weiber!

Ich hieß der ſchöne, der gute, der brave Tito, — — was weiß ich noch Alles. Doch kümmerte ich mich wenig um die leichten Schmeichler, ich dachte nur an Ninetta und lebte nur für ſie.

„Ein Häuschen ward gekauft und eingerichtet, täglich brachte ich meinem Schatz etwas Anderes, und verwendete für mich nur ſo viel, als ein Anzug koſtete, in welchem ich mich ohne Scheu neben Ninetta ſehen laſſen konnte. Es war meine Freude, ſie ſchön geputzt zu wiſſen, beneidet von den Frauen, bewundert von den Männern. Das war ganz etwas Anderes, als wie ſie damals in den Kleidern der Conca über den Platz ſchritt. Wie ſtolz machte es mich nun, wenn Worte wie la bellezza, la superba figlia mein Ohr trafen! Und ſie hörte es auch und trug den Kopf noch höher. Sprach ich von Hochzeit, ſo vertröſtete ſie mich immer. Erſt müſſe Alles fertig ſein, dann wollte ſie ſich noch einen glücklichen Tag von der Marettina, der alten Kartenſchlägerin, ausſuchen laſſen und ſo fort. Ich blieb geduldig, war ich doch Ninetta's ſicher und ſchon gewohnt, Ja und Amen zu allen ihren Launen zu ſagen. Aber eines Tages rückte ich doch mit der entſcheidenden Frage heraus, denn es hatte ſich etwas ereignet, was mich dazu zwang. Des Morgens nämlich, ehe ich mein Zimmer verließ, that ich ſtets einen Griff in die Lade, wo mein Geld verwahrt war, ſteckte Etliches davon zu mir und brachte Ninetta, was ſie Abends vorher gewünſcht — ſie hatte ſtets einen oder mehrere Wünſche — und war es auch toll und unbrauchbar.

Ihr werdet daher nicht staunen, Signora, daß es mit meinem Reichthum bald zu Ende ging. Eines Tages that ich den gewohnten Griff — aber es kam mir nichts zwischen die Finger, ich schaute in das Fach hinein, endlich zog ich es ganz heraus — ein einziger glänzender Vogel lag in der fernsten Ecke. Anfangs bestürzt, lachte ich schließlich — einmal mußte es doch aus sein mit dem Gelde.

„Ninetta hatte nun Geschmeide, Aussteuer und Hochzeitskleid, das Haus war bereit, Eltern und Brüder einverstanden, was konnte sie nun einwenden? Als ich sie aber ungeduldig fragte, wann die Trauung sein sollte, sagte sie: ‚Du vergißt die Anstellung!‘

„O, sie war klug!

„In der That, daran hatte ich vergessen. Vielleicht hätte ich ihr widersprochen, aber die Schublade war leer, und ich fühlte, daß, wer ein schönes Weib heimführt, sie nicht Noth leiden lassen soll. Darum ward ich nicht zornig, als sie so ruhig und gleichgültig sprach, sondern überlegte, was zu thun wäre.

„Mein Ruf eines gewandten Gondoliers verschaffte mir leicht einen Platz als Matrose auf einem Schiffe des Lloyd. Es war keine große Stelle, aber es war doch eine, und nun konnte Ninetta nichts mehr einwenden. Kaum hatte ich die Matrosenkleider an, so eilte ich zu ihr. Es war schon spät. Der Mond schien hell, kein einziger Stern neben ihm sichtbar. Ninetta schlief vielleicht schon, aber ich wollte wenigstens

ihr Fenster schauen und dann still davon schleichen. Noch verdeckte mir ein Vorsprung das Haus, in welchem sie wohnte. Aber die Klostermauer, demselben gegenüber, sah ich schon von weitem leuchten. — Hell glänzte der Anstrich im Mondschein und sonderbar bewegte sich ein dunkles Bild an der Mauer hin. Wie ich näher komme, sehe ich deutlicher. Eine Frauengestalt stand da im Mondlicht und spielte mit ihrem Schatten, bald vorwärts schreitend, bald die Arme ausstreckend, jetzt den Kopf neigend, jetzt Knixe machend . . . Ich hielt . . . noch bevor ich sie erkannte, benahm es mir den Athem . . . ich wußte, wer das sei.

„Ja, es war Ninetta; angethan mit den seidenen Hochzeitsgewändern, mit all' ihren Ketten und Nadeln geschmückt, stand sie da und musterte ihr dunkles Abbild, als stünde sie vor einem Spiegel. Leise wollt' ich näher schleichen, mein Schatten verrieth mich. Ninetta drehte sich um, wollte den Nahenden erkennen, doch der helle Schein hatte ihr die Augen geblendet, und ehe sie wußte, wer es wäre, hielt ich sie umschlungen. Sie aber machte sich behend wie ein Aal von mir los und sagte, beide Hände auf die Brust pressend:

„‚Du bist's, Tito? Wie hast Du mich erschreckt!'

„Ich fragte, wer es sonst sein könne, ob sie den Hochzeitstanz eingeübt und der Schatten ihr Tänzer gewesen sei?

„Sie erwiederte, die Helle draußen habe sie aus

dem Bett getrieben, die Mondstrahlen wären so verführerisch an bunten aufgehangenen Röcken hingeglitten und da sei ihr plötzlich der Gedanke gekommen, ob sie sich nicht an einer hell erleuchteten Wand besser beschauen könne als in ihrem Spiegel, der nur „so groß" sei. Dabei zeigte sie auf ihre Hand und die war in der That klein genug.

„Nach dieser Erklärung schlüpfte sie in's Haus und ich stand wieder allein.

„Am andern Morgen kaufte ich von dem Reste meines Handgeldes einen großen Spiegel. Ich lud ihn auf die Schultern und brachte ihn ihr. Sie war außer sich vor Freude, als sie sich so schön im Spiegel sah, und rief:

„‚Und da verweigert mir die Mutter, wie die anderen Mädchen einen Tanzboden zu besuchen!'

„‚Laß es gut sein, Ninetta,' tröstete ich sie, ‚ich will die Mutter bitten, mir muß sie den Gefallen schon thun.'

„Die Alte schalt, aber ich konnte es nicht vertragen, wenn Ninetta böse Worte bekam, und ging weg. Doch Tags darauf tanzte ich selbst mit ihr in einer Schenke. Es gefiel mir ausnehmend, als ich Ninetta im Arme hielt. Aber als Kameraden kamen und sie zum Tanz aufforderten, gefiel es mir schon weniger, und als die Uhr vom nahe gelegenen Thurme halb Elf schlug und ich auf den Dampfer mußte, gefiel es mir schon gar nicht.

„Doch sah ich leichteren Herzens, als ich zu hoffen

wagte, die Thürme und Kuppeln Venedigs hinter mir in's Meer verſinken. Hatte denn mein Mädchen nicht auf meine Frage, wann Hochzeit ſein ſollte, geantwortet: ‚Zu Oſtern ſoll es ſein!?‘ wenn auch ſtutzig und zögernd. Ich wiederholte mir es immer, bis dahin war noch eine lange Zeit — denn wir ſtanden vor der letzten Woche des Karnevals, doch ich fügte mich.

„Wie freudig klopfte mir aber das Herz, als ſchon drei Tage nach der Ankunft in Trieſt Befehl erging, das Schiff zur Rückfahrt bereit zu machen!

„Am Nachmittag des Faſchingdienstags war ich wieder in Venedig. Damals verdiente der Karneval noch ſeinen Ruf. Anders wie heute, wo er nur ein ſchwacher Abglanz der früheren Feſtesfreudigkeit iſt.

„Wieder wurde es ſpät, bis ich endlich Urlaub erhielt, an's Land zu fahren. Die Luft war mild wie heute. Schon von ferne tönte Lachen, Schreien und Jauchzen, dazwiſchen klang rauſchende Muſik, Raketen flogen auf, längs der Riva brannten bunte Lampen, die Fenſter erſtrahlten im Kerzenſchimmer und Hunderte von Flammen leuchteten. Nur der Campanile ragte finſter empor; und am Himmel, weit draußen gegen den Lido, ſtanden ſchwarze Wolken, aus denen es mitunter grell aufleuchtete.

„Ich war eben mit einem Satz über die Stufen, um ſo raſch als möglich zu meiner Braut zu eilen, da hörte ich unweit Jemanden ganz erbärmlich fluchen.

‚Das Volk von Venedig sei doch ohne Verlaß, so etwas könne Einem nur hier passiren. Ueber dem Karneval vergäßen die Leute Pflicht und Dienst, Niemand in der Nähe, um die Gondola zu führen, das sei doch zum Teufelholen; na, er wolle die Kerls schon . . .‘

„Es war Graf Riccardo.

„Auch er erkannte mich sofort, fragte, ob ich frei sei und ihn eine Stunde lang rudern wolle; sein Schlingel von Gondolier ließe sich nicht sehen, spaziere vermuthlich auch am Platz.

„Zwar ward mir's schwer, das Wiedersehen mit meiner Schwarzäugigen zu verschieben, doch hatte ich dem Grafen mein Wort gegeben, wann und wo immer er mich brauche, bereit zu sein, und ihm zu dienen — so sprang ich ohne Zaudern an's Ruder.

„Er folgte mir, blieb, da es schwül war, neben mir stehen und sagte:

„‚Du kannst rudern, wohin Du willst, Alles eins, ob weit hinaus in's Meer, wenn Du Dich vor den Blitzen nicht fürchtest, oder in die entlegensten, schmalsten Kanälchen. Zuvor aber holen wir noch einen Passagier!‘ Er zwinkerte mit den Augen. ‚Du kannst schon denken, wer das sein wird, und daß der Rock und Mieder trägt.‘

„Die Uhr der Giudecca schlug Zehn.“

„‚Die Zeit drängt,‘ sagte er wieder, ‚die Stunde ist da, wir haben keine Minute zu verlieren, man erwartet mich.

„Es erfaßte mich eine eigenthümliche Scheu, wie er mir La Conca's halb verfallenen Palaſt als das Ziel unſerer Fahrt nannte. Schweigend ruderte ich und hielt im tiefſten Schatten, wie der Graf befahl. Er ging in's Haus, kam aber gleich darauf mit einer vermummten Frauengeſtalt zurück. Eine ſchwarze Sammetmaske verdeckte ihr Geſicht, ein langer, dunkler Mantel hüllte ſie ein.

„Der Graf verſchwand mit der Dame in der Gondel.

„Wäre es nicht Signor Riccardo geweſen, dem ich meinen Wohlſtand und dadurch Ninetta's Hand verdankte, nie und nimmermehr hätte ich gerudert, denn mich verlangte nach Ninetta, heiß ſchoß mir das Blut zu Kopf, das Herz klopfte und drängte — dazu die ſchwere Schwüle der Luft ich fürchtete zu erſticken. Voll Zorns über die Verzögerung des Wiederſehens hob ich das Ruder, mit aller Kraft wollte ich auf den Felze*) ſchlagen; da zuckte ein greller Blitz auf und brachte mich zur Beſinnung.

Einſam und dunkel war die Nacht, was in Venedig Leben hatte und Bewegung, das wogte zu den Füßen des Campanile. Schon ging es gegen mezza notte.

„Ich wandte die Gondel zur Rückfahrt. Nie in meinem Leben habe ich beſſer gerudert. Der Schweiß perlte mir von Stirn und Schläfen, ich warf die

*) Gondelbedachung.

Mütze ab. Mit einem Male lachte man in der Gondel. Es war so still ringsumher, daß mich der Laut deutlich traf. Ich fuhr zusammen, als hätte mir Jemand von rückwärts einen Schlag versetzt. Und diese Empfindung war so lebhaft, daß ich mich rasch umwandte. Nein, der Schlag kam von vorn, von dorther klang das Lachen. Da es sich aber nicht wiederholte und Alles stumm blieb, lachte ich auch. Eine Lustigkeit war plötzlich über mich gekommen, die einer Art von Wuth glich, ich hätte Alles zerstören, zermalmen mögen vor Ungeduld und Erwartung. War doch dieser Ton, der aus der Gondel drang, wie eine Mahnung an Ninetta gewesen. So kurz und klangvoll lachte sie auch. Da war ja auch schon das Haus der alten Hexe. Abermals hielt ich dicht an der Mauer im tiefsten Schatten. Der Graf stieg aus und half der Signora, die eingehüllt und vermummt wie zuvor die Stufen hinaufschritt. Schon öffnete ich den Mund, um zu fragen, ob man meiner noch bedürfe, als plötzlich die schwarze Wolke über unseren Häuptern einen hellen Schein durch ließ, es war, als klappte sie auf, übergoß Alles mit fahl blauer Farbe und klappte dann wieder zu. Im selben Moment schrie die Frauengestalt auf und klammerte sich an Riccardo's Arm . . ."

* * *

Tito hielt inne. Was hätte er uns auch entdecken können? Errieth wir doch ohnehin, wie tragisch das Geschick mit ihm verfahren sei. Schweigend ergriff ich die Hand meiner Gefährtin.

Der alte Mann starrte vor sich hin, doch so mächtig hatte ihn die Erinnerung gegriffen, daß er wieder leise zu sprechen begann; es war mehr ein lautes Denken und Fühlen, er schien vergessen zu haben, daß er Zuhörer fand:

„Ich hätte Dir vergeben, Ninetta, kanntest Du mich so wenig? Für einen Kuß von Dir hätt' ich das Heil meiner Seele verkauft, wußtest Du es nicht? Warum bist Du geflohen, verschwunden und hast Dich nicht mehr finden lassen?

„Damals, ja damals in der Schreckensnacht hob ich das Ruder und hätte Dich mit sammt Deinem Verführer willig durch einen Schlag getödtet — die Madonna hat mich vor dieser Sünde bewahrt . . . wie eine dunkle Welle kam es mächtig heran gesaust . . . warf mich zu Boden . . . zog über mir hinweg.

„Fiebernd und besinnungslos fanden mich die Kameraden am Morgen. Sie brachten mich in's Hospiz. Als ich nach vielen Tagen matt die Augen öffnete, war mein Zorn verraucht. Die Krankheit hatte mich gesänftigt, mein heißes Blut gedämpft. Nichts hätte ich begehrt, als wieder Dein Tröster zu sein, Ninetta, wie bei der Kirche Santa Maria Formosa — mir ahnte, daß Du elend seist — ich hätte Dich geschützt vor dem Zorn der Deinen!"

„Und habt Ihr das Mädchen wieder gesehen?“

„Nie wieder. Als man mich aus dem Hospiz entließ, war es mein Erstes, nach ihr zu forschen. Sie war verschwunden; der Graf versetzt worden; die Conca durch einen Sturz von ihrer verfallenen Stiege, die sie aus Geiz nie ausbessern ließ, gestorben. Die Eltern und die Brüder vermied ich, sie hätten nur Schmähworte für Ninetta gehabt, und hätten meinen Schmerz verlacht. So lag ich denn in der Sonne und schaute auf's Meer hinaus. Mein Häuschen war mir verleidet, es verfiel mit der Zeit; alle Luft an Arbeit und Bewegung war in mir erstorben, und wer weiß, ob ich nicht auf der Stelle, wo ich lag, verhungert wäre, hätten mir die Vorübergehenden nicht mitleidig ein Almosen zugeworfen. Mich fror beständig, die nahe Schenke barg einen erwärmenden Trost, setzte ich die Flasche an, so war mir wohl, ich vergaß, ich vergaß . . . Einmal, als ich in der Schänkenthür ein Gläschen gegen die Sonne hielt, kam Felipe, der älteste Bruder Ninetta's, an mir vorüber.

„‚Bleib' brav, Tito!‘ sagte er, ‚vergiß sie, wie wir sie vergessen haben, wir, ihre Blutsverwandten.‘ Das sagte er wahrhaftig.“

„‚Du hast sie nicht geliebt‘, erwiederte ich.

„‚Es ist Nachricht gekommen, sie ist ihm nachgereist, dem Elenden‘, fuhr er fort.

„Ich verlangte zu wissen, wo er sei, doch Felipe antwortete finster:

„‚Zu weit für diese Faust!‘

„Ich bat, ich beſchwor ihn: für mich ſei kein Weg zu weit, kein Land zu fern, durchbetteln wollt' ich mich, bis ich ſie fände.“

„‚Sie und nicht ihn?‘ fragte Felipe und warf mir einen Blick voll Verachtung zu. ‚Weißt Du, was er uns ſchreiben ließ? Sie ſei ihm nachgereiſt, ſie verfolge ihn auf Schritt und Tritt mit ihrer Liebe, wie ſie ihn ſchon in Venedig verfolgt habe. Sie wäre ſehr ſchön, aber heirathen könne er ſie nicht. Sein alter Vater, deſſen einziger Sohn er ſei, ſtürbe darüber. Reich an Geld und Gut käme ſie heim, wollten wir ſie wieder bei uns aufnehmen. Wir aber‘, ſagte Felipe, und ſchlug mit geballter Fauſt auf die Wand des Hauſes, ‚wir haben uns zugeſchworen, käme ſie je wieder über die elterliche Schwelle, ſo ſoll es ihr Verderben ſein.‘

„‚Und die Eltern?‘

„‚Sie wiſſen nichts von Allem, ihre Tochter iſt verſchwunden, daß iſt Schmerz genug.‘

„‚Und Du kannſt ſo grauſam ſein, ihnen Ninetta, die Tochter, die Stütze in ihrem Alter zu verſagen?‘

„‚Die Tochter iſt todt, die Todten kehren nicht wieder,‘ antwortete Felipe, ging und ließ mich noch elender zurück, als ich ohnedies war.

„Vergeſſen! als ob das ginge! Nur wenn der Wein ſeine Wirkung thut, vergeſſe ich mein Unglück, ich vergeſſe die lange Zeit, die mich wie ein dunkler Vorhang von meiner Jugend, von meiner Liebe ſcheidet. Ninetta ſteht vor mir, ſchön und jung, ſie tanzt, ihre

Röckchen fliegen, ihre Augen glänzen, die Naſenflügel zucken, in ſchnellem Takte wiegt ſich die liebliche Geſtalt.

„Felipe hat ſie nicht geliebt, er hat nicht zu ſterben geglaubt wie ich; warum biſt Du geflohen, Ninetta, o nur ein einziges Mal Dich in die Arme zu ſchließen . . . einmal nur Dein Herz an meines ſchlagen zu fühlen, Ninetta! Ninetta!“

* * *

Der ſchöne Tag ging zu Ende. Die roſigen Wolkenſchleier am Himmel zerfloſſen allmälig im dunklen Aether, ſtrahlend ging ein Stern nach dem andern auf und hinter dem Campanile ſtieg lautlos und glitzernd der nächtliche Zauberer, der Mond empor, unter deſſen magiſcher Berührung die Lagunenſtadt bald einem Märchen glich, aus Silberdunſt erſtanden, von blauen Schatten getragen. Lautlos näherten wir uns wieder der Piazzetta; ſchweigend ſtiegen wir aus der Gondel. Als wir nach wenigen Schritten uns nochmals nach Tito umſahen, ſtand Domenicho in ehrfurchtsvoller Neigung, den Hut in der Hand, vor dem Alten. Doch gleichgültig warf der Gondolier die Jacke über die Schultern und ſchritt der nächſten Oſteria zu, deren Thüre ſich hinter ihm ſchloß . . .

Frühlingssturm.

Glücklich derjenige, dem die Erinnerung an seine erste Liebe gleich einem hellen Stern durchs ganze Leben strahlt. Die erste Liebe ist ihm gewesen, was sie sein soll! Eine zitternde Glückseligkeit, in der er bald himmelhoch jauchzte, bald wieder in tiefe Rührung und Anbetung versank, ein Gefühl, dessen holder Poesie kein späteres Erlebniß gleichkommt.

Wem aber erste Liebe bittere Erfahrung und traurige Erkenntniß menschlicher Verirrung gebracht, der mag es seinem Schöpfer danken, wenn trotzdem die Schwingen seiner Seele nicht geknickt wurden, sondern voll entfaltet ihn durchs Leben trugen.

Gegen den Willen meiner Eltern hatte ich der kaufmännischen Carriere entsagt, die für mich als zehnjähriger Dütendreher in einem Spezereiladen begann. Da der Vater jede Unterstützung weigerte, mußte ich mich durch Lektionen erhalten. Es bedurfte jahrelangen Ringens und bitterer Entbehrung, bis ich mich endlich an der technischen Hochschule inskribiren lassen konnte.

Einmal Student, erschien es mir als gebieterische Pflicht, alles zu lernen, was einen feingebildeten,

wohlerzogenen Menschen aus mir machen konnte. Das Französische und Englische war bereits gemeistert, nun fand ich es unerläßlich tanzen zu lernen.

Bei der herannahenden Faschingszeit war zwischen den Kollegen weniger von Professoren und Vorlesungen die Rede, als von dem Technikerballe, einem der schönsten und elegantesten des tanzfrohen Wien. In den Kreisen unserer Studentenschaft sagte man sich mit Genugthuung: weil die jungen Techniker zu den gewandtesten und flottesten Tänzern zählen.

Ich wollte gleichfalls zum Ruhme des Balles beitragen und eines Abends fand ich mich in einer Tanzschule ein, an denen Wien so reich ist. Diese Tanzschulen rekrutiren sich aus den untern Schichten der Bevölkerung. Der kleine Commis, welcher im Fasching beim „Schwender" als Kavalier auftreten möchte, die gebildete Köchin, welche auf den Maskenbällen die Dame spielen will, die Schneidermamsell, welche während des langen Jahres, hinter ihrer Nähmaschine, von Eroberungen träumt, die blasse Hausmeisterstochter, die lebenslustige, junge Frau des Fleischselchers, der fesche Fiaker, der mit seinem „Madl" draußen vor der „Lina" *) einmal Anderes, als den „Schieberischen" tanzen möchte, der Bediente, welcher seinem Herrn nachäfft, der Student, der in seinem galizischen oder niederungarischen Heimatsdorf sich höchstens im Nationaltanze mit schwang, diese und noch eine

*) Linie, Stadtgrenze.

große Zahl der verschiedensten Typen aus der Großstadt, finden sich in der Tanzschule zusammen.

Ort der Handlung ist zumeist ein niedriges, gedieltes Zimmer in einem vorstädtischen Hause. Schon wegen des Lärmes, den der Unterricht mit sich bringt, bekommt man schwer ein Lokal dafür in einem guten, neuen Hause zu miethen. Eine schlecht brennende Petroleumlampe, — wenn es hoch hergeht zwei, — beleuchtet den Schauplatz. Holzbänke rings an den Wänden. Das Orchester, aus einem alten Klavier bestehend, welches in heiseren, verstimmten Tönen die Evolutionen begleitet, wird entweder vom Lehrer selbst oder, wenn er erwachsene Kinder hat, von einem derselben gespielt. Er hat sie gewöhnlich, da er nicht als Tanzlehrer auf die Welt gekommen ist und erst nach manchen Lebensstürmen zu der Einsicht gelangt, daß sein eigentlicher Lebensberuf sei, Terpsichoren zu dienen.

Mitunter ist es eine Violine, die zum Tanz aufspielt, dann mögen diejenigen ihr Schicksal preisen, die wohl Takt in den Füßen, aber kein Gehör im Ohre haben. Wo es gar nobel hergeht, mischen Violine und Klavier ihre schrillen, heiseren Töne. In solch' einem Lokal bereitete ich mich vor, als würdiger Repräsentant der alma mater auf dem Technikerball zu erscheinen. Ich war siebzehn Jahre alt, das heißt, ich war glücklich wie ein König, trotzdem meine Partnerin rothe Hände hatte, die vom Herdfeuer oder vom Waschtrog erzählten, eine Taille, die es mir schwer machte, sie bei den Rundtänzen zu umfangen und den

schönsten czechischen Dialekt sprach, so daß ich leicht das Böhmische hätte erlernen können. Vielleicht hätte ich diesen Wink des Schicksals verstehen sollen! Allein damals ahnte mir noch nicht, von welcher Bedeutung das Czechische für uns Oesterreicher werden sollte. Doch ich greife den Ereignissen vor.

Die tours de mains, die chaines, die Solos, alles war erlernt. Nach dem letzten chasser croisez verbeugte ich mich voll Anstand und Würde; der große Wurf war gelungen, ich hatte das Maturitäts-Zeugniß des Tanzes in der Tasche.

Acht Tage darauf erschien ich auf dem Technikerballe. Doch fühlte ich mich dort, trotz meiner Tanzvorkenntnisse, etwas unsicher. Kein Wunder, es war mein erster Ball. Wie gut haben es die Mädchen. Sie besuchen den Ball nie ohne den Schutz einer zärtlichen Mutter, welche die ersten Versuche ihrer Küchlein sorgsam begleitet und behütet. Der junge Mann ist sich selbst überlassen. Was bei den Mädchen als Schüchternheit, Befangenheit und wie all die Deckmäntel eines ungeschickten Benehmens heißen, bezeichnet wird, — bei dem Jüngling nennt man es mit dem rechten Wort: Ungeschicklichkeit, wenn man es nicht in noch härterer Weise durch die „Flegeljahre" motivirt.

Da stand ich nun, an die Wand gelehnt, wagte kaum zu schauen, viel weniger noch eine Dame zum Tanz aufzufordern. Der Frack beengte mich, trotzdem ich ihn von einem viel dickeren Kollegen entliehen hatte, aber gerade deshalb, die weiße Cravatte, welche meine

Hausfrau so kunstvoll geknüpft, schnürte mir den Hals zusammen; ungewohnt Handschuhe zu tragen, wollte ich immer eine Faust ballen, erinnerte mich aber stets rechtzeitig, daß dies nicht schicklich sei. Der Claquehut endlich! Gab es auf Erden eine unnützere, ärgerlichere Erfindung? Mit so einem Teller unter dem Arm dazusteh'n! Noch ein Glück, daß dieses Toilettestück keinen andern Zweck hat, als zärtlich an die Seite gedrückt zu werden. Hätte ich den Hut aufsetzen müssen, es wäre an das Kerzenlicht gekommen, daß ein „größerer Kopf", als der meinige, darunter gehörte. Aber ich war vorsichtig gewesen. In der Tasche meines Winterrockes steckte eine Pelzmütze, etwas schäbig zwar, doch für mein Maß, und ich konnte ohne Gespött nach Hause kommen. Wäre ich nur schon so weit! Was hatte ich eigentlich auf dem Technikerballe zu suchen! Ich kannte niemanden; niemand kannte mich. Von den Besuchern der Tanzschule war selbstverständlich keiner da. Ich hätte mich auch nicht kompromittirt und eine von den dortigen Tänzerinnen durch den schönen Sophiensaal gewirbelt. Der dicke Student, der mir den älteren von seinen zwei Fracks geliehen, stolzierte vorüber, eine hübsche junge Dame am Arm. Er nickte mir zu, doch hatte ich die Empfindung, als ob er mich nicht grüßen, sondern demüthigen wollte. Trotz seines Versprechens, hatte er mich keiner seiner Bekannten vorgestellt. Natürlich! Einen Menschen, dem er einen Frack geliehen!

Jetzt ertönte von der Orchestereſtrade der musi-

kaliſche Aufruf zur Formirung der Quadrille. Durch den Saal eilten die Tänzer hin und her, ſich die engagirten Damen von der Seite der Mütter oder Gatten abzuholen. Dieſen Tanz wollte ich noch mit anſehen und dann mein Lager aufſuchen.

Die Paare hatten ſich gefunden, die Reihen waren formirt. Um mich herum wurde es leer. Um gut zu ſehen, hatte ich mich hinter die letzte der erhöhten Sitzreihen geſtellt, welche dreifach an Zahl, mit Purpurſammt bekleidet, längs dreier Seiten des ſchönen Marmorſaales hinliefen. Es war beinahe wie in der Tanzſtunde, nur eleganter, berückender, reicher. Aber tours de mains, chaines des dames, en avant Messieurs tönte es bis zu mir. Und da machte Einer ein ſo plumpes Kompliment, wie der brave Kommis aus der Papierbranche, der ſo viel guten Willen und ſo entſetzliche Ungeſchicklichkeit mitbrachte; hier tanzte eine Dame, deren Taille mich an die wohlbekannte Fülle meiner Böhmin erinnerte. Bald aber hatte ich es ſatt, die Quadrille zu beobachten, das lange Stehen ermüdete mich. Vor mir waren drei Reihen weichgepolſterter Sitze, auf denen ſich nur Gardedamen breit machten, auch ich ließ mich nieder und begann, kühn geworden, meine Umgebung zu muſtern. Da entdecke ich unweit von mir, zwiſchen all den bejahrten Matronen, eine jugendliche Geſtalt, die einzige, wie mir ſchien, welche ſich nicht am Tanze betheiligte.

Schon dieſe Gemeinſamkeit unſerer Schickſale machte ſie mir intereſſant. Wie ich aber, all meinen Muth

zusammenfassend, hochklopfenden Herzens an ihr vorübergehe und eine anmuthige Erscheinung, ein frisches Gesichtchen, von blondem Haar umrahmt sehe, den Ausdruck von Betrübniß in ihren Augen lese, so fühle ich, es sei kein Zufall, sondern Bestimmung, daß wir Beide mit der Tanzlust im Herzen uns ausgeschlossen fanden aus der fröhlichen Gemeinschaft.

Sie saß neben einer älteren Frau, wie ich später erfuhr, die Mutter einer Freundin, die sie mitgenommen hatte. Die Freundin tanzte, sie, das arme Kind, blieb einsam und verlassen. An ihrer Seite war ein Platz frei, ich bat in höflicher Weise, ob ich mich dort niederlassen dürfe, und ehe die Quadrille zu Ende, hatte ich meine blonde Nachbarin nicht nur in ein tiefes Gespräch verwickelt, sondern sie auch für den nächstfolgenden Tanz aufgefordert. Den nächsten und die nächsten tanzten wir zusammen und als der Morgen graute, waren wir so sehr bekannt geworden, daß die Damen meine Begleitung nach Hause gestatteten.

Als beim Erwachen die Erinnerung klar wiederkehrte, sagte ich mir, es sei auf dem ersten Ball, die erste Liebe in mir erstanden. Allerdings sagte ich mir das nicht in so klaren Worten; glaubt doch jeder Jüngling, die erste Liebe sei auch die letzte, die einzige. Aber ich fühlte, daß ich liebte, daß ich Viktorine mit allem Feuer der Jugend liebte. Zwar war ich nur ein armer Student, aber vor mir lag die Welt offen und ich fühlte Kraft genug, um in dieser Welt eine ehrenvolle Stellung zu erobern für mich und mein Lieb.

Wir zählten Beide siebzehn Jahre. Sie war braver Bürgersleute Kind, die Mutter schon lange todt, der Vater, ein geschickter und vielgesuchter Herrenschneider, betrieb sein Gewerbe in der innern Stadt. Da Vicky sein einziges Kind, und der Mann viel verdiente, so verwendete er mehr auf ihre Erziehung, als sonst Leute seines Standes zu thun pflegen. So besuchte sie, die gute Anlagen für Musik besaß, das Conservatorium. Täglich sah man sie mit der dunkelgebundenen Mappe am Arme, worauf mit Goldlettern Musik gedruckt stand, zur Hochschule für musikalische Ausbildung wandern. Auf diesem Wege traf ich sie oft, — nicht zufällig wie ich gestehe. Sie hatte mir strenge untersagt, mich unter irgend einem Vorwand bei ihrem Vater einzuführen und so sah ich während zweier Jahre nichts von ihr, als jene flüchtige Begegnung auf der Straße. Wir sprachen nie von Liebe miteinander, aber es stand bei mir fest, daß Vicky, oder keine meine Frau werden sollte. Ich lag meinen Studien mit Ernst und Eifer ob, ging auf keinen Ball mehr und trachtete nur, so rasch und so gut als möglich, die Hochschule zu absolviren, um mich dann nach einer Existenz, mit reeller Basis, umzusehen, damit ich mein Mädchen heimführen könne. Freilich konnten darüber Jahre hingehen; aber wir waren Beide jung, was lag an vier oder fünf Jahren!

Heute, nach so langer Zeit, weiß ich nicht mehr zu sagen, ob sie nach allen Regeln schön gewesen. Mir schien sie so. Ihre Gestalt war schlank, ihr Wesen

anmuthig und ihre grauen Augen vielsagend tief. Ob sie Geist und Herz besaß, danach fragte ich nicht; ich hatte keine Gelegenheit, sie zu beobachten und ich nahm also an, sie wäre Alles, was ich wünschte. —

Ihr war die warme, wohlthuende Heiterkeit eines echten Wiener Kindes eigen, unter der freilich mitunter Leichtsinn steckt. Auch von ihren Gewohnheiten wußte ich nicht viel, nur entging mir nicht, daß sie eitel war und wenn es manchmal geschah, daß ihr ein junger Herr scharf in's Gesicht sah, oder ihr gar nachging, so schien sie das nicht zu verletzen, sondern sie nahm es, als Huldigung ihrer Schönheit gerne hin. Einmal machte ich ihr Vorstellungen darüber. Sie sah mich erstaunt an, ein hochmüthiger Zug verunstaltete den eben noch lächelnden Mund, und: „mit welchem Recht", hub sie an. Ich aber schnitt ihr die Rede ab, indem ich erwiederte: „Mit dem Recht eines ehrlichen, treuen Herzens, Vicky! Es empört mich, wenn ein solcher Geck in Ihr unschuldiges Gesicht hineinstarrt, als wäre es sein eigen." Sie wurde roth, erwiederte, ihr Vater habe viel noble Kundschaft, mitunter sähe sie einer der Herren, wenn sie dem Vater Dringendes bestellen und unerwartet bei ihm eintreten müsse; möglich, daß der Herr, der sie soeben lange fixirte, sie zu erkennen glaubte. Ich gab mich zufrieden, dennoch gefiel es mir nicht, daß sie mit den noblen Kundschaften ihres Vaters verkehrte. Ich hatte sie mir stets als ein Bürgermädchen alten Schlags gedacht, in einer kleinen aber wohlgeordneten, strenggehüteten Häuslichkeit lebend, die sie

umsomehr ausfüllen und beschäftigen konnte, weil sie die todte Mutter zu vertreten hatte.

Bei unserem nächsten Wiedersehen sagte sie mir, daß ihre musikalischen Lehrjahre zu Ostern beendet wären und wir uns dann nicht mehr auf der Straße treffen sollten. Mir war nie der Gedanke gekommen, daß Vicky nicht ihr Leben lang mit der Musikmappe am Arm wandern sollte und ich ward nun sehr traurig. Sie schien es leichter zu nehmen. Erstens ist es noch nicht Ostern, sagte sie, dann können wir uns am Sonntag im Prater oder im Volksgarten treffen. So tröstete sie mich, trotzdem war mir schwer zu Muthe. Jedoch kam auch für mich nach Ostern eine neue Zeit. Ich warf mich mit verdoppeltem Fleiß auf das Studium, denn noch vor Eintritt der Ferien wollte ich die Prüfungen bestehen, die mir das Diplom eines Brücken- und Straßen-Ingenieurs einbringen sollten. Ich sah das geliebte Mädchen nun weit seltener. Wir trafen uns, wie sie es bestimmte, jeden zweiten oder dritten Sonntag an einem der öffentlichen Spaziergänge Wiens Sie erschien stets in Begleitung jener Freundin, mit welcher sie den Technikerball besucht hatte.

Dieses Mädchen war um ein Jahr älter, ernst und still, und ich sah Vicky gern in ihrer Gesellschaft. Die Aussicht, bald die Studienzeit hinter mir zu haben, und nach einer selbstständigen Stellung ausschauen zu können, stimmte mich heiter und ernst zugleich. Würde ich bald finden, was ich suchte und würde mich eine Anstellung aus der Nähe des angebeteten Wesens ent-

fernen? Ich sprach mit Vicky darüber, doch schien sie nicht viel Gewicht auf all das zu legen, trotzdem die Freundin, die mich verstand, warm sekundirte.

„Sind Sie fort, so werden wir uns schreiben," sagte sie, „das muß auch schön sein. Schreiben Sie schöne Briefe? Ich kenne Ihre Handschrift noch nicht."

Ich verstand sie. Schöne Briefe, das hieß Schmeichelworte, Huldigungen weiß auf schwarz, Weihrauch, den die Post ins Haus brachte.

„Sie schreiben gewiß viel schönere Briefe, meine liebe Vicky," erwiederte ich traurig, „aber selbst Ihr schönster Brief kann mir das Glück nicht ersetzen, das ich durch einen Spaziergang an Ihrer Seite genieße."

Sie erröthete vor Vergnügen. „Aber wir sind ja noch nicht so weit," sagte sie, nach ihrer Art, alles Unangenehme wegläugnend, ohne Voraussicht, ohne Vorsorge für die Zukunft, „wozu uns heute den schönen Tag verderben."

So weit waren wir allerdings noch nicht an diesem Maitag, sie hatte Recht. Doch nahte der Juni, und in sechs Wochen sollte ich vor der Prüfungskommission bestehen. Wer es durchgemacht hat, sich durch Lektionen sein Brod verdienen müssen und gleichzeitig das Geld für die Prüfungstaxen wegzulegen, ferner, trotz des Herumrennens und des abspannenden Unterrichtens bei Tag, am Abend und oft bis zum Morgengrauen studiren zu müssen, der wird beurtheilen können, was das heißt, und welche Kraft und Gesundheit das erfordert. Noch dazu war es ein beängstigend schwüler

Juni, an dem der Körper erlahmte und alle Nerven erſchlafften. Aber Vorwärts hieß es; ich hatte nicht eine müſſige Stunde, um Vicky zu ſehen. Der Gedanke, daß ich in kurzer Zeit ein freier Mann ſein und auf eigenen Füßen ſtehen würde, half mir über die erzwungene Trennung hinweg. Ich nahm mir feſt vor, nach erhaltenem Ingenieurstitel vor ihren Vater zu treten und um ſie zu werben.

Sollte er mir Vickys Hand verſagen, ſo würde ich doch nicht ruhen, ehe ich den Alten umgeſtimmt hatte, daß mir dies mit Geduld und Liebe gelingen werde, traute ich mir zu. Ihrer war ich doch ſicher. Hatten wir auch unſere Liebe niemals gegeneinander geäußert, ſo konnte ſie doch nicht mißverſtehen, was mich an ſie band. Würde ſie nicht dasſelbe für mich empfinden, ſo hätte ſie die ſtumme, zweijährige Huldigung wohl nicht angenommen. So ſagte ich mir ſtets, wenn mir hie und da Zweifel aufſtiegen. Jetzt zweifelte ich auch nicht mehr, darüber war ich hinaus und dem Ziel nahe. Aber da, — zwei Tage vor Ablegung des Examens — brach ich zuſammen.

Schon ſeit einigen Tagen hatte ich mit Schwindel und Fieberſchauern gekämpft. Als ich eines Morgens, nach einer durchgearbeiteten Nacht, den Kaffee aus den Händen meiner Quartiergeberin entgegen nehmen wollte, fiel ich ohnmächtig zu den Füßen der erſchrockenen Frau hin.

Was nun geſchah, erfuhr ich aus ſpäteren Berichten, denn es hatte ſich ein ſchwerer Typhus bei mir

eingestellt. Wochen vergingen, ehe ich das Bewußtsein wiedererlangte und Monate, bevor ich wieder mein altes Selbst wurde. Meine Mutter eilte zu meiner Pflege herbei und ihr, sowie der guten Frau, bei der ich wohnte, verdankte ich meine Rettung. Als ich wieder ausgehen konnte, war es Herbst geworden.

Jetzt lebte mit verdoppeltem Verlangen wieder in mir auf, was mich früher erfüllte. Es verstimmte mich nicht, daß Vicky nichts von sich hören ließ. Sie mußte mich während der ersten Zeit meiner Krankheit tief in den Studien glauben; hatte ich ihr doch gerade den Schluß des Junimonats, als die für mich anstrengendsten Tage angegeben. Auch erfuhr ich, einmal habe eine Unbekannte nach mir gefragt. Das war gerade an dem Tage, als der Arzt sein bedenklichstes Gesicht machte und er, wie man in Wien sagt, nicht zwei Kreuzer mehr für mein Leben gab. In der darauffolgenden Nacht war die wohlthätige Krise eingetreten.

Trotzdem die Personsbeschreibung nicht auf Vicky paßte, bildete ich mir doch ein, sie sei es gewesen und meine Mutter müsse sie, in der Aufregung des Tages, nicht recht angesehen haben oder ihre Erinnerung täusche sie jetzt, nach zwei Monaten; kurz ich brachte die gute Wendung, welche wenige Stunden nach dem Besuch der Unbekannten in meiner schweren Krankheit eintrat, mit dem Erscheinen meines Mädchens in Verbindung. Ein junges Gemüth ist, selbst im Manne, dem Wunderglauben zugänglich, besonders nach schweren überstandenen Leiden. Ist denn die Heilung nicht oft

ein Wunder? Vom Tode auferstehen, trotz der düsterſten Vorherſagung des Arztes, trotzdem die Natur anſcheinend unterliegen muß?

Mit jedem Tag, der mich neu erſtarken machte, wuchs auch die Sehnſucht nach dem geliebten Weſen. Ich wunderte mich nur, daß ſie nicht wiedergekommen ſei. Doch legte ich ihr dies als Zartſinn aus. Vielleicht wollte ſie nicht die Gewißheit meines Todes haben, den man ihr damals als möglich in Ausſicht ſtellte und wiegte ſich durch Monate noch in ſüßeſter Hoffnung. Nun wollte ich mich zeigen. — Zu ihrem Vater gehen, mir einen Rock anmeſſen laſſen und meinen Namen mit Adreſſe angeben, ſchien mir doch zu einfältig. Ihr ſchreiben konnte vielleicht Unannehmlichkeit für Vicky zur Folge haben. Nach langem Sinnen verfiel ich darauf, an die Freundin zu ſchreiben.

Nach einer Woche, die mir endlos däuchte, erhielt ich Antwort, die mich hoch beglückte. Viktorine ſei während ſechs Wochen von Wien fort geweſen, auf dem Lande, bei einer Verwandten. Sie ſei erſt ſeit wenigen Tagen zurück. Da ich ſo lange nichts von mir hören ließ, war Marie, die Freundin, einmal vor meiner Thür geweſen und hatte an Ort und Stelle von meiner gefährlichen Erkrankung gehört. Sie habe nicht wieder nachgefragt, aus Furcht das Aergſte zu erfahren. Nun wären beide ganz glücklich, daß ich den Typhus gut überſtanden und hofften, mich bald zu ſehen.

Ein Anderer, der weniger verliebt geweſen, hätte

sich vielleicht gefragt, weshalb Vicky es vorzog abzureisen, anstatt am nächsten und an den folgenden Tagen sich nach mir zu erkundigen und warum sie ihre Grüße jetzt durch die Freundin sandte, anstatt ein selbstgeschriebenes Wort hinzuzufügen. Doch stack ich zu tief in den Zauberfesseln erster Liebe, um nicht Alles und Jedes gut zu heißen und liebenswürdig zu finden, was Vicky that.

Zwei Tage später saß ich an sonnigem Herbsttag auf einer Bank, im Lichtensteingarten, mir in Gedanken eben unser erstes Wiedersehen ausmalend, als ich Marie erkannte, die auf mich zukam. Die Krankheit mußte mich sehr verändert haben, denn das Mädchen war schon dicht bei mir und machte noch immer kein Erkennungszeichen. Theilnahmslos glitt ihr Blick von mir zu andern Spaziergängern hin und schließlich war sie ohne einen Gruß an mir vorbei. Da rief ich sie beim Namen.

Rasch drehte sie sich um. „Sie sind es," und sie streckte mir beide Hände entgegen. „Wie die Krankheit Sie hergenommen hat, armer Herr Franz."

Ich erwiederte mit einigen lustig sein sollenden Bemerkungen, aber es war mir doch nicht heiter zu Muthe. „Wenn Vicky auch so an mir vorüber ginge!"

Ich begann die Freundin mit Fragen zu bestürmen. Ihre Antworten waren einsilbig, mir schien es, als wolle sie mir ausweichen. Das machte mich noch dringender. Auf meine Bitte hatte sich Marie zu mir gesetzt. Währenddem ich sie beschwor, mir so bald als

möglich ein Wiederſehen mit Vicky zu verſchaffen, ſah ſie in die Strahlen der untergehenden Sonne und hörte mir mit einer Miene zu, als ſei ich ein eigenwilliges Kind, das nach Unmöglichem verlangt. Betroffen ſchwieg ich endlich.

Da ſagte ſie: „Vor allem trachten ſie wieder ſtark zu werden, — ſehr ſtark. Jetzt mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß ſie längſt zu Hauſe ſein ſollten. Die Sonne geht unter, da iſt's nicht gut für Rekonvaleszenten, draußen zu ſein."

Sie zog ihr Tuch feſter um die Schultern und wir gingen. Ihr Weg führte ſie in die Nachbarſchaft meiner Wohnung, ſo daß wir uns erſt vor meinem Hauſe trennten. Zuvor fing ſie plötzlich von Vicky zu ſprechen an.

Ich meine es gut mit Ihnen, Herr Franz, ſagte ſie, aber glauben Sie mir, ſie iſt ſehr leichtſinnig, denken Sie nicht, ich ſei eine falſche Freundin, gewiß nicht. Oft habe ich die Vicky gewarnt nnd ſie gebeten, wie oft habe ich von Ihnen geſprochen; wie oft habe ich ihr daſſelbe geſagt, was ich jetzt wiederhole. Es thut mir leid um Sie Beide. Darum ſchauen Sie, daß Sie recht geſund werden, recht zu Kräften kommen, lieber Herr Franz! Und jetzt leben Sie wohl!"

Sie hatte meine Hand gefaßt, dieſelbe herzlich geſchüttelt und war um die Straßenecke gebogen, ehe ich ihr antworten konnte.

Erſt als ich, vom Spaziergang ermüdet, in den Lehnſeſſel ſank, dachte ich über Mariens Worte nach,

Es war eigentlich nichts Beſonderes an ihnen. Ich wußte ja, daß Vicky eine eitle, leichtſinnige, ſüße, kleine Perſon ſei, aber ich hoffte, ſie durch die Allmacht der Liebe zu beſſern. Auffallend war jedoch der Ton, mit dem Marie geſprochen, ein Ton voll inniger Zartheit, aus dem man Mitleid heraushörte, ein Ton, wie ihn die Mutter anſchlägt, um ihr leidendes Kind zu beruhigen, zu tröſten. Aber auch dieſer Eindruck wich bald. Ich erklärte es mir auf die einfachſte Art mit dem Mitleid über mein verändertes Ausſehen. Nun erſt dachte ich daran, mich im Spiegel zu begucken. Ich hatte merkwürdigerweiſe nichts von meinem langen blonden Haar verloren, aber ein langer blonder Bart fiel mir ungepflegt, gleich einer Mähne über die Bruſt und mußte mich, mit den eingefallenen Wangen und der fahlen Geſichtsfarbe für Jeden unkenntlich machen, der mich früher mit einem Schnurrbärtchen und vollen rothen Backen gekannt hate. Dennoch ließ ich mir den Bart ſtehen, innerlich lächelnd bei dem Gedanken an die Liebesprobe, die ich mit Vicky vornehmen wollte und die mich zweifellos unter Hunderten ſofort erkennen würde.

Auf den ſonnigen Herbſttag folgte trübes, nebeliges Wetter. Ich mußte mich, auf Verordnung des Arztes, ſehr ſchonen und dürfte nur dann ausgehen, wenn die Sonne ſchien. Da mir jedoch nicht verboten war, zu ſtudiren, ſo vertiefte ich mich mit aller Energie der wiedererwachten Lebensgeiſter in meine Bücher, um noch vor Beginn des neuen Jahres das Diplom zu erhalten.

Ungefähr eine Woche war ſeit der Begegnung mit Marie verſtrichen. Ermüdet vom Studium ruhte ich im Lehnſtuhl aus, den mir meine Wittwe, aus dem Nachlaß ihres Seligen, zur freien Nutznießung überlaſſen hatte. Ich ſtarrte in den Nebel hinaus, der die ohnehin weder durch Schönheit, noch Abwechslung ausgezeichnete Ausſicht verhüllte. Es brach jene ſtille, graue Dämmerungsſtunde an, deren Einfluß ſich nur die Starkgemuthen, Emſigbeſchäftigten entziehen können. An mir war ihre Wirkung bis jetzt abgeprallt; kein Wunder, ich lebte ja das Leben eines armen, für ſeinen Unterhalt kämpfenden, raſtlos vorwärts ſtrebenden Studenten. Die unfreiwillige Muße, welche die Erkrankung hinter ſich herzog, dieſer mir ſonſt unbekannte Zuſtand, des auf ſich Achtens, ſchuf in mir Raum für ſonſt ungewohnte Empfindungen. So hatte ich ſeit meinem zehnten Jahr nie darüber nachgedacht, warum mir ein ſo hartes, einſames Loos zu Theil geworden, da mir doch die Eltern lebten und niemals hatte mich, in den Jahren angeſtrengter Arbeit, die Sehnſucht nach Zärtlichkeit, weichen Worten und liebevoller Behandlung geſtreift. Jetzt an dieſem trüben Nebeltag, kam es mit orkanartiger Gewalt über mich. Die Einſamkeit, Armuth und Liebloſigkeit, in der ich ſeit einem Dezennium gelebt, ſtand haarſcharf und abſtoßend vor mir; — ein unendliches Sehnen nach Freude, Liebe, Wohlleben erfaßte mich, — ich ſchlug die Hände vor's Geſicht und hing hellen Zukunftsträumen nach.

An dem goldumſäumten Freudenhimmel ſtieg in

ſtrahlender Schöne die Geſtalt Viktorinens empor; ergriffen breitete ich die Arme aus und rief ihren Namen in die Einſamkeit meines Studentenzimmers.

Da klang draußen die Glocke. Ich vernahm den ſchwerfälligen, ſchleifenden Schritt meiner Hausfrau, die öffnen ging. Ein Beſuch war etwas ſo Ungewöhnliches, daß dies allein meine Aufmerkſamkeit erregen konnte. Aber dieſes Läuten in eben dem Moment, da mein ganzes Weſen in Sehnen und Liebe erzitterte, traf mich wie ein elektriſcher Schlag.

Ich ſprang auf und horchte hochklopfenden Herzens. Ich erkannte die Stimme Mariens, die nach mir fragte und wollte hinausſtürzen, — da war ja Kunde von ihr, von der Geliebten, nach der meine Seele verlangte. Aber die Füße verſagten den Dienſt, ich blieb wie angewurzelt ſtehen, den Blick auf die Thüre geheftet.

Man klopfte leiſe, doch ehe ich der Aufregung, die mir die Kehle zuſchnürte, genügend Herr geworden, um Herein zu rufen, trat eine verſchleierte Geſtalt über die Schwelle. Sie ſchlug den Schleier zurück und rief mich beim Namen.

Es war Viktorine, der ich ſprachlos in das liebe Antlitz ſchaute. Ein Lächeln glitt über ihre recht blaſſen Züge; ſie that einen Schritt näher und ſagte: Bin ich denn ſo verändert, daß Sie mich nicht erkennen? Bin ich denn nicht mehr die Viktorine von früher? Ihre Vicky?

Der Bann löſte ſich. Im nächſten Augenblick hielt ich das geliebte Mädchen in meinen Armen. Kaum

aber hatte ich ihre ſüßen Lippen berührt, ſo fuhr mir der Schreck über meine Dreiſtigkeit in alle Glieder.

Unſer ganzer Verkehr hatte ſich bis jetzt in den Grenzen ſtrengſter Ehrbarkeit bewegt, ſelbſt das, zwiſchen jungen Leuten ſo leicht gehandhabte „Du“ war nie von uns gebraucht worden. Der leitende Gedanke meines Lebens: „Sie wird dein Weib“, machte mich über meine Jahre hinaus ruhig und geduldig. Ich wollte ſie nicht einſchüchtern noch erſchrecken durch die Aeußerungen meiner Liebe; dieſe reine Mädchenſeele nicht aufſcheuchen aus ihrer Ahnungsloſigkeit, indem ich den Feuerbrand männlich jugendlicher Wünſche und Verlangens hineinwarf. So war ich jetzt empört über mich ſelbſt, der den Krankenbeſuch — denn ein Anderes war es nicht, was ſie hergeführt — ſo ſtürmiſch und, wie ich damals urtheilte, ſo roh einleitete.

Sie aber ſchien weder erſchreckt noch erzürnt, ſondern lächelte mich an. In Ermanglung eines Sophas, führte ich ſie zum Lehnſtuhl, doch anſtatt dort Platz zu nehmen, ſpazierte ſie durch das Zimmerchen, berührte dies, beguckte jenes, — es war leider außer meinen Büchern und etlichen abgetragenen Kleidungsſtücken, deren ich mich nun gewaltig ſchämte, nicht viel darin zu ſchauen — und blieb endlich vor dem kleinen Spiegel ſtehen, der ober dem Schubladkaſten an der Wand hing. Dann nahm ſie das Hütchen vom Kopfe und legte den langen Regenmantel ab. Währenddem ſie ihre blonden Haare ordnete, konnte ich mich an dem Anblick der ſchönen Geſtalt weiden, und wie ſie ſo mit erhobenen Armen

daſtand, hätte ich den Pinſel eines Raphael beſitzen mögen, um das liebliche Bild für immer feſtzuhalten.

Sie ſah es und mit entzückender Naivetät frug ſie auf gut wieneriſch: „G'fall ich Dir?“ Mit einem Mal entfuhr ihr ein leiſer Ausruf des Aergers. Eine Haarnadel war hinabgefallen; die ſchweren, aufgeſteckten Haarmaſſen drohten die andern Nadeln zu lockern. Wir ſuchten Beide eifrig, beim Bücken geſchah vermuthlich das Befürchtete: Die goldenen Haare löſten ſich und fielen nun feſſellos bis über die Hüften hinab.

Der Anblick hätte Weiſere als mich um den Verſtand gebracht. Es lag aber etwas ſo Außergewöhnliches in Viktorinens Eintreten bei mir, in dem zwangloſen Ablegen von Hut und Mantel, in der Trennung von Marien, deren Stimme ich ganz genau erkannt hatte, daß ich plötzlich und unvermittelt den Eindruck bekam, hier ſpiele ein verborgenes Etwas mit. Und ebenſo plötzlich ward aus dem beglückten Liebhaber, ein aufmerkſamer Beobachter.

Mir war von jeher ein gewiſſes Durchdringungsvermögen eigen, wenn Menſchen, mit denen ich verkehrte, es nicht ganz aufrichtig meinten und mich zu etwas zu beſtimmen ſuchten, ſo zu ſagen, ohne mein Wiſſen. Dieſes, an thieriſchen Inſtinkt gemahnende Gefühl war ein koſtbarer Schatz, dem ich es wohl zu danken hatte, daß ich, trotz meiner einſamen, ungeleiteten Jugend, deren Stürme ſo glücklich beſtand.

Dieſer Inſtinkt ſprach nun heftig. — Ich fragte

nach Marie. Vicky nahm meine Hand in ihre kleine, heiße und ſagte: „Laß' Marie nur draußen, bei Deiner Hausfrau, die ihr Alles über Deine Krankheit erzählt. Wir haben uns ſo lange nicht geſehen, daß kein Dritter zwiſchen uns ſein ſoll. Auch haben wir viel, ſehr viel über unſere Zukunft zu beſprechen. Iſt es nicht ſo, mein lieber Franz?

Ich antwortete nicht ſogleich. Jedes ihrer Worte verſtärkte meinen Verdacht. Es war ſo viel Gemachtes in ihnen. Nie zuvor hatte ſie mich geduzt und ſtets war ſie, ſelbſt den leiſeſten Anſpielungen auf die Zukunft ausgewichen, was ich immer mit Mädchenſcheu erklärte und entſchuldigte. Und nun fing ſie ſelbſt davon an! Sie mußte mir wohl mein Befremden vom Geſichte herunter leſen, denn ſie begann ſelbſt den ungewöhnlichen Schritt zu beſprechen, den ſie jetzt thue, und wie böſe der Vater wäre, wenn er davon erführe. Auch Marie ſei ſehr dagegen geweſen, ſie habe jedoch trotz aller Abmahnung auf ihrem Willen beſtanden, mich aufzuſuchen. Zu lange ſchon habe ſie mich entbehrt und nun ſei ihr ſo wohl bei mir, ſie ſei ſo glücklich, am liebſten bliebe ſie da, aber, nicht wahr? das könne nicht ſein?

Wie ſchön erſchien ſie mir, als ſie ſo eifrig ſprach, wie mußte ich mich gewaltſam beherrſchen, um ſie nicht wieder jauchzend an mein Herz zu drücken. Aber das Alles war doch ſo ſonderbar! Auch ihr Ton fiel mir auf. Es klang vielmehr, als ſagte ſie etwas Eingelerntes auf, als wie der Erguß eines in Leidenſchaft zitternden Herzens; und ihr Blick irrte dabei unruhig

im Zimmer hin und her. Ich kniete vor ihr nieder, um ihrem Auge zu begegnen und meine Worte waren ein Hallelujah des Dankes und der Liebe. Sie horchte still, dann legte sie den Arm um meinen Hals. „Komm", flüsterte sie, setze Dich zu mir, nimm mich auf Deine Kniee, so muß es herrlich sein."

Noch hörte ich auf die innere Warnerstimme. „Vicky, meine liebe Vicky", sagte ich, wir wollen dieses schöne Wiedersehen nicht durch wilde Leidenschaftlichkeit trüben."

Sie war im Lehnstuhl zurückgesunken und maß mich mit der trotzigen Miene und dem kalten Blick eines Weibes, deren Laune nicht durchgedrungen ist.

„Wir sind Beide jung, das ganze Leben liegt vor uns. Vertraue mir und meiner Liebe und hell und freudig wird die Zukunft sein!"

„Die Zukunft!" rief sie heftig, „Du bist sehr geduldig. Ich will die Gegenwart, den heutigen Tag, jede weitere Stunde hell und glücklich haben!"

„Ist es denn anders? Sind denn die Tage freudlos für Dich geworden? Bist Du nicht, nach wie vor, die heitere, schöne, geliebte Tochter Deines Vaters, sein Augapfel und sein Stolz? Bist Du nicht mein angebetetes Mädchen? O, Vicky, wüßtest Du, wie sehr ich arbeiten und kämpfen will, um Dich zu erringen, wie der Wunsch, Dich mein zu nennen, mich wachend und träumend erfüllt, wie Du mein einziger Gedanke, mein Leben bist — Du würdest nicht sagen, ich sei ge-

duldig. Glaube an mich, harre aus, was liegt an ein paar Jahren, wenn wir treu zu einander halten."

Sie fuhr zuſammen, als durchſchaudere es ſie. Dann warf ſie ſich wieder an meine Bruſt. Ich fühlte ihren warmen Athem, den Pulsſchlag ihres Herzens. — In die Stille dieſer ſüßen und beängſtigenden Situation drang von draußen der Klang von Mariens tiefer Stimme. Sie verabſchiedete ſich von meiner Hauswirthin, da ſie unmöglich länger bleiben könne; würde nach ihr gefragt, ſo möge die Frau das beſtellen.

Mit dem letzten Aufwand meines Verſtandes und dem Reſt moraliſcher Kraft rief ich Mariens Namen.

Vicky ſtampfte mit dem Fuße, ihre verſchlungenen Hände löſten ſich und gaben mich frei.

Da ſtürzte ich hinaus.

Nur widerſtrebend folgte mir Marie in's Zimmer. Ihre jüngeren Schweſtern ſeien zu einem Geburtstagsfeſt geladen, ſeit Wochen freuten ſich dieſelben darauf. Sie müſſe fort, damit die Mutter nicht allein bleibe, ohnehin würde es Nacht, ehe ſie heim käme. Leben Sie wohl Herr Franz!

Das Alles ſagte ſie mit leiſer Stimme, in der ſich eine gewiſſe Traurigkeit barg.

„Sie vergeſſen Vicky", ſagte ich.

Marie zauderte. „Ich weiß nicht, ob ſie ſchon gehen will, erwiederte ſie verlegen, „ſie hatte Ihnen ja ſo viel zu ſagen, nach der langen Zeit".

„Wir haben uns ausgeſprochen und ſind einig," erwiederte ich. Ihr ehrlicher, trauriger Blick traf mich

auf's Neue; ſie nahm ſtill Vicky's Hütchen vom Bett und reichte es ihr.

Dieſe ſtarrte zum Fenſter hinaus, als habe ſie weder den Eintritt der Freundin, noch deren Worte bemerkt.

„Komm, ſagte Marie, Du weißt, ich habe nicht viel Zeit.“ Da Vicky ſich nicht rührte, verſuchte ich die Finger zu löſen, welche krampfhaft den Fenſterriegel umſchloſſen.

„Du mußt gehen, mein ſüßer Schatz,“ flüſterte ich ihr zu, „Du kannſt doch nicht allein hier bleiben. Was würde Dein Vater, was meine Hausfrau denken! Aber wir ſehen uns bald, vielleicht ſchon morgen — alle Tage — ſo oft Du willſt.“

Da brach Vicky in Thränen aus. „Du liebſt mich nicht mehr, liebſt vielleicht eine Andere. Siehſt Du Marie, wie gleichgültig ich ihm bin!“

Marie machte eine Bewegung des Unwillens und entgegnete ſtrenge: „Was ſprichſt Du da! Du weißt ſelbſt am Beſten, wie ſträflich Deine Worte ſind, und jetzt — komm mit mir.“

Vicky's Thränen waren verſiegt. Lautlos ließ ſie ſich den Hut aufſetzen und den Regenmantel umthun. Dann ſchritt ſie mit geſenktem Haupte, hinter Marie, dem Ausgange zu.

Mir war auf einmal zu Muthe, als ſollte ich ſie auf ewig verlieren; — ich ergriff ihre Hand und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Sie entzog mir die Hand, fieberhafte Erregung leuchtete aus ihren

Augen. „Adieu für immer," ſagte ſie, „mögen Sie glücklicher ſein, als es mir beſchieden iſt."

Während des ganzen Abends bis tief in die Nacht hinein beſchäftigte mich dieſes Ereigniß.

Meine Hausfrau, der es ſonſt nie einfiel nachzuſehen, ob ich Licht habe, kam herein und fragte: warum ich im Finſtern ſitze? Ich machte mir das grauſame Vergnügen, die gute Alte zu beſchämen, indem ich ihr vorhielt, ich wiſſe ganz genau, ſie wäre nicht gekommen, um mir Licht anzuzünden, ſondern vielmehr, damit ich ihr ein Licht aufſtecke, wer der Beſuch geweſen ſei. Nun, ich hätte für die blonde Dame eine Abſchrift zu machen gehabt, die in Folge meiner Krankheit liegen geblieben ſei. Wie ſie ſich wohl erinnern werde, war das größere, brünette Fräulein, welche die Geſellſchafterin ſei, ſchon einmal da. Jetzt habe mich die Gnädige ſelbſt zur Eile angetrieben und wir hätten Alles nochmals durchgeſprochen. Ich müſſe ſofort an die Arbeit und verbitte mir jede Störung.

Es blieb immer ungewiß, ob Frau Huber dieſe ziemlich ungeſchickte Erklärung geglaubt hat. War mir auch gleichgültig. Aber mehr, als ich es mir während ihrer Anweſenheit geſtand, hatte mich Vickys Benehmen und Erſcheinung aufgeregt. Es lag dem, das fühlte ich beſtimmt, eine Abſicht, ein Zweck zu Grunde. Wofür jedoch hatte ſie mich gewinnen wollen? —

Klar war mir auch, daß Marie um dieſe Abſicht wußte und ſie nicht billigte. Mariens Gradheit, ihr beſonnenes, ſchlichtes Weſen that mir ſonſt ſtets wohl und heute fand ich mich von ihrer ſteifen Zurückhaltung verletzt.

Die lange ſchlafloſe Nacht hindurch zermarterte ich mein Gehirn und am Morgen ſtand es bei mir feſt, daß ich um jeden Preis Aufklärung haben müſſe. Nur Marie konnte ſie mir geben. Ich wußte, ſie ſei erſt am Nachmittag für Beſuche zu ſprechen, weil ſie des Vormittags die kleine Wirthſchaft allein zu verſorgen hatte. Sie ſchneiderte zu Hauſe und pflegte die gichtkranke, bettlägerige Mutter, währenddem die jüngeren Schweſtern tagsüber in einem Modiſtengeſchäft arbeiteten.

Ohne ein Zeichen des Erſtaunens, — denn ich hatte ſie noch nie beſucht — oder ein Wort der Frage, was mich hergeführt, empfing mich Marie, geleitete mich in das Zimmer, in welchem ſie bei der Nähmaſchine ſaß und rückte mir einen Seſſel zurecht. Die Mutter rief aus dem Nebenzimmer, ich hörte ſie drin die Tochter befragen und Marie antworten, der Herr Franz ſei da. Als ſie wieder heraus kam, ſchloß ſie die Thüre hinter ſich, welche die Zimmer trennte.

„Ich ahnte, daß Sie kommen würden," ſagte ſie, ſo traurig, daß es mir mein Herz zuſammenzog, „und nun ſprechen Sie, fragen Sie."

Marie hatte die Arbeit wieder zur Hand genommen und ſenkte den Kopf tief auf den Stoff.

So leicht sie es mir zu machen glaubte, so schwer löste sich mir trotzdem die Zunge. Fragen, — wenn jede Thätigkeit der Gedanken, wie des Pulses erstarrt, wenn eisige Furcht jede Bewegung lähmt. Mir ahnte ja, daß ich nichts Gutes hören sollte und was, wonach sollte ich fragen?

„Sie schweigen, Herr Franz?“ hörte ich Marie nach langer Pause fragen.

„Kann ich denn reden,“ rief ich in gewaltiger Aufregung; „reden Sie, sagen Sie mir, was vorgeht, was Vicky's gestriges Benehmen zu bedeuten hat. Nur Sie allein vermögen mich aufzuklären, deshalb bin ich gekommen.“

„Es wird mir schwer,“ sagte sie, ohne die Augen zu erheben, „aber ich habe diese Stunde vorausgesehen und befürchtet. Sie sind so jung“ — hier warf sie einen Seitenblick auf mich, — „so jung und ein so treues, ehrliches Herz, — Sie sollen die ganze Wahrheit wissen.“

Und nun erzählte Marie.

Vicky hatte mich nie geliebt, doch gefiel sich das eitle Geschöpf in der Anbetung, welche ich ihr vom ersten Augenblick entgegen brachte. Das Verbot, keinen Weg zu ihrem Vater zu suchen, war eine Weiberschlauheit, um im väterlichen Hause, ohne Einwendung meinerseits, mit den noblen Kunden verkehren zu können. Die feinen Herrn sagten dem hübschen Schneiderstöchterlein manch Schmeichelwort, das ihr den Kopf

verwirrte. Allen voran jene, die bei dem Vater große Rechnungen stehen hatten. Unter diesen befand sich der windige Baron, welcher Vicky einst auf der Straße so ins Gesicht gestarrt hatte, daß ich ihr darüber Vorstellungen machte. Auch Marie hatte die Freundin oft gewarnt. Als diese Warnungen eindringlicher, schärfer wurden, hatte Vicky spöttisch gefragt, wer sie zur Warnerin, Aufpasserin bestellte? Da nannte Marie meinen Namen und fügte hinzu, eine so treue, ausdauernde Liebe dürfe nicht hintergangen werden. Vicky aber lachte dazu — das mit mir sei doch nur Scherz; ich wäre zu jung, um ernstlich ans Heirathen denken zu können, hätte kein Vermögen, keine Stellung, kurz, Vicky zeigte sich als berechnendes Wesen, das meine Huldigung duldete, sie sogar wie einen ihr gebührenden Tribut hinnahm, dessen Herz jedoch kalt und ungerührt blieb.

Dennoch würde sie es sehr übel vermerkt haben, wenn ich mich mit einem andern Mädchen unterhalten oder auch sie nur angesehen hätte. Sie betrachtete mich, als ihr ausschließliches Eigenthum, als eine Art von Nothpfennig, den sie allenfalls in schlechten Zeiten hervorholen würde, dem aber in glücklichen, sonnigen Tagen, eine untergeordnete halbvergessene Stelle zugewiesen war.

Das sollte sich wörtlich erfüllen. Denn als ich erkrankte und wochenlang nichts von mir hören ließ, war es nicht Vicky, der es zuerst auffiel. Marie, erfüllt von Unruhe und Ahnungen, eilte zu mir und

machte der Freundin Mittheilung davon, wie ſie mich gefunden.

Wenngleich ſie Vicky's ſeichtes Herzgehen kannte, ſo war ſie doch über deren Gleichgültigkeit betroffen. Ohne auffällige Theilnahme vernahm ſie die Nachricht meiner ſchweren Erkankung und meinte, es ginge nicht, ſich nach mir zu erkundigen; man riskire den Verdacht meiner Hausleute, wie der Nachbarſchaft. Ohnedies, da ich in Fieberphantaſieen läge, erführe ich nichts von dieſer Nachfrage. — Falls ich davon käme, wäre Zeit, ſich nach mir umzuſehen. Gleichzeitig machte Vicky der Freundin die überraſchende Mittheilung, daß ſie für mehrere Wochen verreiſe; nach Böhmen, zum Beſuch der Vatersſchweſter.

Auf Mariens erſtaunte Frage nach der Urſache dieſer Reiſe, und ob denn der Vater in die Trennung von ſeinem einzigen Kinde — ſeine ganze Familie — willige, gab Vicky ſo viele Gründe an, daß die Andere zur Ueberzeugung gelangte, die allein richtige Veranlaſſung ſei nicht darunter. Die Tante ſehne ſich ihre Nichte kennen zu lernen; der Arzt habe erklärt, Vicky bedürfe der Landluft; ſie wolle auch einmal aus Wien heraus — ſie, die als richtige Wienerin nur im Schatten des Stephansthurmes leben zu können erklärte — ſie wolle ſich auch einmal ein Stück Welt anſehen, — die Tante trieb einen Glashandel in einem berühmten Kurorte Böhmens — kurz, man verabſchiedete ſich mit einer gewiſſen Kälte, wie ſie die Entdeckung hervorbringt, das die einſtige Aufrichtigkeit dahin iſt.

„Ohnedies, Herr Franz," fuhr Marie nach einer Pauſe fort, „hat unſere Freundſchaft in den letzten zwei Jahren viel, ſehr viel an Wärme eingebüßt. Als wir Kinder waren und miteinander in die Schule gingen, dann ſo lange wir auf einem Flur wohnten und Nachmittags im Hofe ſpielten, da liebten wir uns ſehr. Später, als wir heranwuchſen und ſich eine Jede nach ihrem Charakter und ihren Neigungen entwickelte, gab es manchen Widerſpruch und manchen Riß. Dann kam die Geſchichte mit Ihnen. — Da ſind wir immer kühler gegen einander geworden. Ich, weil ich nicht begriff, wie Vicky Sie ſo hinhalten konnte, ohne es ernſt und wahr zu meinen; ſie, weil ihr meine Vorſtellungen nicht angenehm waren.

Wie ich ihr nun kopfſchüttelnd die Hand zum Abſchied drücke, kopfſchüttelnd darüber, daß ſie abreiſen konnte, währenddem Sie krank lagen, erſcheint jener lange, hagere Menſch, der Viktorine einſt auf dem Spaziergang ſo verfolgte. Sie erröthete unter meinem fragenden Blick und ſagte verlegen:

„Sie irren, Herr Baron, die nächſte Thüre erſt führt in den Salon, wo Sie den Vater finden werden," aber ich wußte genug an der Art, wie er lächelte, ſich hinpflanzte, als ſei er hier Herr, und mich mit dem todten Blick ſeiner waſſerblauen Augen fixirte, um mir zu ſagen, daß da kein Irrthum, ſondern Abſicht walte und er nicht zum erſten Male bei der Tochter, anſtatt beim Vater, eintrete.

Zwei Tage ſpäter war Vicky abgereiſt und blieb

länger als zwei Monate fort. Beim Wiederſehen fand ich ſie ſehr verändert.

Ihre Sorgloſigkeit hatte einer gewiſſen Nachdenklichkeit Platz gemacht, die ſie urplötzlich, unvermittelt, mitten im heiteren Geplauder überfiel. Auch ſchien es manchmal, als erwarte ſie jemanden, als horche ſie hinaus. — — Sie kam jetzt öfters zu mir, mehrmals in jeder Woche, denn da meine Mutter an das Bett gefeſſelt iſt, bin ich ſtets zu Hauſe.

Mit leuchtenden Augen ſchilderte Vicky das Leben im Badeorte. Wie ſchön dort die Muſikkapelle ſpiele, und welch' prachtvolle Toiletten die Damen trügen; wie gütig die Tante geweſen und was ſie alles an Promenaden, Bällen und ſonſtigen Unterhaltungen mitgemacht habe.

Ihrer, Herr Franz, erwähnte ſie nicht. Auch ich nannte Ihren Namen nie. Wozu, ſagte ich mir, da Vicky doch kein Herz für Sie hat?

Wie wir tiefer in den Herbſt hineinrückten, wurde Vicky's Benehmen noch ſonderbarer. Es traten oft Pauſen im Geſpräch ein, während welcher ſie förmlich in ihren Gedanken unterzugehen ſchien; dann raffte ſie ſich wieder auf und übertrieb es an Luſtigkeit, — kurz, ich verſtand es nicht.

Zu dieſer Zeit kam Ihr Brief. Ohne Vorwiſſen Viktorinens beantwortete ich denſelben; den Gruß von ihr fügte ich ein, um Ihnen keinen Schmerz zu bereiten. Denn, Herr Franz, ich konnte es nicht über mich bringen, Ihnen zu ſagen, daß Vicky Sie vergeſſen habe.

Auch wäre es nicht ganz wahr gewesen; eines Tages nannte sie Ihren Namen. Ob ich nicht wüßte, was aus Ihnen geworden sei. Ich machte mir Luft, hielt ihr vor, an ihr wäre es, sich um den treuen Freund zu bekümmern und sie gestand ihren Fehler ein; sie wolle auch gut machen, was sie gefehlt habe, der Franz hätte es um sie verdient. Betroffen über diese Sinnesänderung fragte ich, ob sie etwa in letzterer Zeit eine schlimme Erfahrung gemacht, die Ihren Werth, Herr Franz, erst voll beleuchte? Ich sagte das, ohne viel dabei zu denken, aber ich entsetzte mich über die Wirkung meiner Worte

Vicky schlug die Hände vor's Antlitz und begann heftig zu schluchzen. Da es inzwischen dunkel geworden, wollte ich Licht anzünden; sie jedoch umklammerte mich krampfhaft.

Bleib, flüsterte sie, ich will Dir Alles sagen, aber nur im Dunkeln; ich habe nicht den Muth in Deine Augen zu sehen.

Nun vernahm ich eine schwere, traurige Beichte. Die Tante war nur ein Vorwand gewesen. Zwar hatte die gutmüthige Frau sie eingeladen, aber der Baron war Vicky gefolgt. Er hatte mit dem leichtfertigen Geschöpf, das seinen Betheuerungen Glauben schenkte, und sich im Geiste schon als Frau Baronin sah, leichtes Spiel gehabt. Nun war er nicht, wie er versprochen, nach Wien zurückgekehrt, ließ auch nichts von sich hören und — die Zeit drängte.

Marie hielt inne.

Dann begann sie wieder; noch weicher, inniger im Ton:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich der Unglücklichen nicht verschwieg, als ich Ihnen einige Tage später begegnete, daß Ihr Interesse für sie gleich tief und warm geblieben sei. Und verzeihen Sie ferner, wenn ich den wahnsinnigen Schritt nicht verhinderte, der gestern geschah. Vicky beschwor mich, ihr diesen letzten Freundschaftsdienst nicht zu weigern und ich mußte diesem Jammer, dieser Verzweiflung nachgeben. Gebilligt habe ich es nicht und deshalb blieb ich vor der Thürschwelle. Es war schlecht von Vicky, ich weiß es, aber Sie werden milde sein, Herr Franz, denn Sie haben sie ja geliebt." — —

Wie ich an dem Abend nach Hause gekommen bin, wie ich die verzweiflungsvollen Wochen, die nun folgten, durchlebte, das weiß ich heute nicht mehr. Aber unauslöschlich eingepägt in meiner Erinnerung blieb jede Einzelheit, jedes Wort, womit meine erste Liebe zu Grabe getragen ward.